
VE RI
TAS


VE RI
TAS

Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben

von

J. L. Kober.

Fünfzehnter Jahrgang.

Elfter Band.

Maria Antonia.

III.

Prag, 1860.

Kober & Markgraf.

(Früher: J. L. Kober.)

Maria Antonia,

oder

Dresden vor hundert Jahren.

Zeitbild

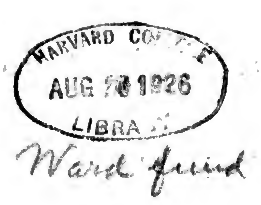
von

Amely Bölte.

> Die wahre Religion ist die Pflichterfüllung,
> das beste Gebet die That.
>
> Gutzkow's, Zauberer von Rom.

Dritter Band.

Prag, 1860.
Kober & Markgraf.
(Früher: J. L. Kober.)



Prag. Druck von Jarosl. Pospíšil.

Inhalt.

Maria Antonia,

oder

Dresden vor hundert Jahren.

Dritter Theil.

Erstes Capitel.

Die Oper der Churprinzessin.

Mit unserer Geburt fallen wir dem Tode anheim. Indem die Natur das „Werde!“ ausspricht, deutet sie auch an, daß diese sichtbare Erscheinung eines Menschen in ihrem Sinn das Nichtsein in sich schließe.

Und doch wandern wir so ruhig neben Gottesäckern hin, als wäre für uns nicht geschrieben: was Erde ist, muß wieder zu Erde werden.

Eltern namentlich vermögen die Erscheinung eines Kindes nicht als ein nur geliehenes Gut zu betrachten, das nur mit zarten Fäden an die Existenz gebannt, in seinen Wandlungen bei jedem Fortschritte ihnen entrissen werden kann.

Maria Antonia stand jetzt an dem Sterbelager ihres dritten Sohnes, das Auge fragend nach Oben gerichtet mit jenem „Unmöglich!“ womit das Herz in sei-

ner Verzweiflung den schweren Schlag von sich abwenden will. Sie hielt die kleine Hand in der ihrigen, sie fühlte den matter werdenden Pulsschlag, sie spähte nach einem Strahl der Hoffnung in des Arztes Mienen, und sank vor seinem Nein gebrochen zusammen.

Sie hatte dem Tode oftmals in das Angesicht geblickt, sie hatte ihm sogar unter dem Donner der Kanonen getrotzt, und die unbeseelten Körper auf dem Schlachtfelde gebliebener Krieger waren ihr nicht fremd geblieben. Doch ein Anderes ist es, an dem Sterbelager eines Kindes stehen, da glaubt die Mutter ein Stück von ihrem Selbst zu verlieren und an der tiefen Wunde verbluten zu müssen.

In solchen Momenten kann kein Fremder Tröster sein; denn jedes Wort scheint kalt, das er in einer solchen Stunde zu bieten hat.

Man trug die Prinzessin in ihre Gemächer und überließ sie der Sorge des Churprinzen, an dessen Brust sie, hinter verschlossenen Thüren, ihren Schmerz ausweinte.

Die natürlichen Blattern hatten ihr das Kind geraubt. Sie selbst war in ihrer Jugend dieser Geißel kaum entgangen und trug ihre entstellenden Spuren. Wer sicherte sie davor, daß ihre übrigen Kinder, ihr kranker Liebling vor Allen, nicht davon befallen werde! —

Man impfte in Sachsen noch nicht. Das Vorurtheil lehnte sich dagegen auf und die Geistlichkeit that das ihrige, es zu bestärken. Das Publikum, wie immer ein Feind jeder Neuerung, äußerte auch hier seine conservative Vorliebe zum Nachtheile der eigenen Gesundheit.

Maria Antonia betrachtete mit melancholischem Blicke ihre junge Familie und gedachte dabei des Schicksals der Niobe. Ein schlimmerer Feind, wie eine erzürnte Göttin, stand ja vor ihrer Thüre.

Aus dieser Stimmung riß sie ein Brief Friedrich's des Großen. Mit überzeugender Beredsamkeit stellte er ihr die Nothwendigkeit vor, den Gang der Wissenschaft nicht durch kleinliche Vorurtheile zu hemmen und durch das eigene Beispiel kühn dem Jahrhundert voranzugehen.

So schöne Worte ermunterten die Prinzessin zu muthiger That. Sie sandte nach ihrem Arzte und hieß ihm in ihrem Beisein ihren sechs Kindern die Blattern einzuimpfen. Kopfschüttelnd vollzog er den Befehl.

Wie ein Lauffeuer durchdrang diese Nachricht die Residenz und erregte die verschiedensten Empfindungen. Man lobte, tadelte; man fühlte Mitleid und auch Entsetzen. Der Hof aber — wie immer das Echo der Fürsten — folgte dem Beispiele. Die Diener der Könige erlauben sich kein Urtheil, sie kennen nur den Gehorsam.

Friedrich II. schrieb an Maria Antonia:

„Ich höre mit Vergnügen, daß das Einimpfen der Blattern mit gutem Erfolge vor sich gegangen, Madame, und gratulire Ihnen dazu. Das Parlament von Paris hat es verboten; so schwer ist es, die Vorurtheile der Unwissenheit zu zerstören, und so lange Zeit bedarf die Menschheit, um etwas Vernünftiges einzusehen. Nur der Herzog von Orleans hat mit seinen Kindern einen Versuch gemacht, und mit Erfolg; von den tausend in Berlin geimpften Personen ist Niemand gestorben; und nach solchen Beispielen entehrt man sich noch durch ein solches abgeschmacktes Verbot!"

Maria Antonia antwortete ihm darauf acht Tage später:

„Ihnen, Sire, danke ich den Muth, der meine geliebten Kinder gerettet. Ihre Worte haben mich belehrt und dem Churprinzen seine Einwilligung entlockt. Meinem Beispiele folgen jetzt Tausende. Ich wundere mich mit Ihnen, daß die aufgeklärten Aerzte der Sorbonne solche Sklaven des Hergebrachten sind, um einen so nützlichen Gebrauch zu untersagen. Auch meine Aerzte und mehr noch unsere Priester sträubten sich dagegen; doch mein Beispiel vernichtet die Nothwendigkeit ihrer Einwilligung, und der hiesige Adel tritt in meine Fußstapfen."

Die Zeit und ihre Anforderungen an ihre Thätig-

keit goßen Balsam in die Wunde und beruhigten ihren Schmerz; bald gehörte sie wieder ganz der Gegenwart an, die ihr jetzt noch durch einen fortgesetzten Briefwechsel mit Friedrich II. verschönert ward. Der Rath, und mehr noch der Beifall dieses Monarchen, so wie die Ausdrücke seiner Bewunderung verliehen ihrem Leben einen neuen Reiz. Jeder Brief von ihm erhöhte ihre Stimmung und ließ Tage lang einen Nachhall in ihrer Seele, und indem sie zurück ihn beantwortete, sah sie schon wieder erwartungsvoll dem Empfange eines neuen Schreibens entgegen.

August III. traf indessen von Warschau ein und wurde festlich bewillkommt. Das Volk liebte ihn nicht, und dennoch jauchzte es bei seinem Einzuge. Brühl kam mit ihm, und man fürchtete Brühl — wie hätte man also gewagt bei seinem Einzug nicht zu jubeln. Die Aerzte sandten den König gleich darauf nach Teplitz, um seine von der Gicht gelähmten Glieder durch die warmen Bäder zu schmeidigen. Mit ihm ging auch sein Minister dahin, durch dessen Rückkehr die zeitweilige Regentschaft der Churprinzessin erledigt war; denn er bedurfte jetzt keines Collegen, um seine Stelle zu ersetzen, er konnte mit eigenen Augen sehen und konnte handeln, ohne seine Beweggründe nennen zu dürfen. — Die hellsehende Frau war ihm dabei im Wege.

Maria Antonia wagte nicht einmal zu äußern, daß sie sehr ungerne auf eine Macht verzichte, die sie in ihren Händen besser aufgehoben glaube, wie in den seinigen. Sie mußte schweigen und — geschehen lassen.

Wohl mag man das Schweigen golden nennen — so golden, wie manche goldene Regel; doch kann man nicht minder den beneidenswerth finden, welchem, wo er das Rechte will, die silberne Rede gestattet ist.

Brühl regierte jetzt wieder nach alter Weise. Inmitten einer aus Asche und Trümmern bestehenden Residenz, voll hungernder Bewohner, richtete er des Königs Auge auf lustige Feste, die ihn der Gegenwart vergessen lassen möchten. Er selbst verließ ihn dabei keine Stunde, begleitete ihn, wohin er auch ging, und sorgte für die Unterhaltung des kranken Monarchen, der seiner keine Minute zu entbehren vermochte.

Er fröhnte seiner Lebenslust und hütete ihn wie einen Gefangenen.

Der Herzog von Churland, Prinz Karl, war zurückgekehrt nach Dresden, seit die Kaiserin von Rußland gestorben. Seine Krone wankte, seit eine fremde Hand sie nicht mehr auf seiner Stirne befestigt hielt, wie die von Polen auf dem Haupte seines Vaters. Peter III. war nur eine Episode in der Geschichte; seine Gemahlin, welche nach ihm den Thron bestieg, war den sächsischen

Prätendenten nicht günstig. Maria Antonia folgte mit sorgendem Blicke diesen Vorgängen auf dem Felde der Politik, ihrer Söhne Geschick an deren Lösung knüpfend. Sie war nicht länger ehrgeizig nur für sich selbst, sie begann es jetzt auch für ihre Kinder zu sein. Sie wünschte diesen Kronen zu erhandeln.

Sie schrieb an Friedrich von Preußen und bat ihn um seinen Rath. Sie vertraute ihm ihre Sorgen, ihre Befürchtungen; sie rechnete dabei auf ihn, als auf einen Freund in der Noth, sie setzte ihre ganze Hoffnung auf seine Theilnahme an ihrem Schicksale. Sie zeigte ein gläubiges Herz, das Worten vertraute.

Ihr Brief an ihn lautete:

„Ich beschwöre Sie mir zu sagen, was wir zu fürchten haben, und mir mit Ihrem Rathe beizustehen. Ich hege das unbedingteste Vertrauen zu Ihnen und verspreche, daß Niemand erfahren soll, was Sie mir gnädig mittheilen wollen. Doch möchte ich für mich um gleiches Geheimniß bitten.“

Allein wie sollte es einer Prinzessin möglich sein, ein Geheimniß bewahren zu können, das tausend Augen zu erspähen bemüht sind? Wie sollte man nicht wissen, daß sie Briefe schreibt, und dann auch erfahren wollen, an wen sie diese richtet? Wie sollte man nicht jeden ihrer Schritte kennen?

Graf Brühl war kaum von Warschau zurückgekehrt, so wurde ihm schon zugeflüstert, wie hoch der große Friedrich die Churprinzessin schätze, und wie vertrauensvoll sie sich seiner Gunst gerühmt. Sein Feind so liebenswürdig, so galant? — Er schüttelte mißbilligend sein Haupt dazu und bemühte sich nun doppelt, es selbst zu sein. Doch das allein genügte nicht. Er mußte nebenher auch wissen, auf welcher Basis diese neue Freundschaft zwischen dem Könige und der Churprinzessin beruhe.

Er befahl, daß man die Briefe auf der Post eröffne, und bald ward ihm ein Schreiben des Weisen von Sanssouci übergeben, das er mit einem wiederholten Ah! des Staunens las, wobei zugleich ein eigenthümliches Lächeln seinen Mund umspielte.

Der König schrieb an die Churprinzessin:

„Madame!

„Man darf, ohne Ihrer Königlichen Hoheit zu schmeicheln, Ihren seltenen Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Durch die Uebersendung Ihrer Werke haben Sie mich autorisirt, Ihnen ganz unumwunden die mir verursachte Wirkung einzugestehen. Man müßte denn ohne Seele, taub und blind sein, wollte man das Genie nicht lieben, welches in sich den Ruf von zwei großen Künstlern vereint. Aber ich darf nicht fortfahren, um Ihr Zartgefühl nicht zu verletzen, das die außer-

ordentlichste Rücksicht von allen denen fordert, welche das Glück haben Sie zu kennen. Ich befinde mich in der Lage des Barbiers des Midas, ich muß mein Geheimniß dem Schilfrohr anvertrauen, und dies wird in meiner Nähe immer flüstern, so oft Minerva es dazu belebt: Die Churprinzessin von Sachsen verdient die Bewunderung der Welt!"

Brühl machte hier eine Pause, wie um Athem zu schöpfen. Er legte den Brief aus der Hand, kreuzte die Arme und wanderte einige Male in seinem Zimmer auf und ab, das Auge gedankenvoll gesenkt.

So groß also war die Bewunderung, welche Friedrich für sie hegte, und ihr entsprechend, der Einfluß der Churprinzessin auf den Beherrscher des Nachbarlandes? Das gab ihm zu denken. Er hatte die Frau in seiner Hand geglaubt, er hatte geglaubt, die Fremde nach seinem Willen lenken zu können, und nun fand sie auf einmal diesen mächtigen Beschützer, diesen warmen Freund, in einem Manne, der sich in diesem Augenblicke den Gebieter von Europa nannte, mit dem ein Brühl sich nimmer messen durfte. Heimlich, hinter seinem Rücken hatte sie sich von diesem Manne Rath erholt über die von ihr zu verfolgende Politik und die ihr ersprießlichste Handlungsweise, und dabei klagte sie noch, daß sie nicht öffentlich bekennen dürfe, wie gewogen Friedrich ihr sei,

um nicht Eifersucht zu erregen, weil der Gang der Geschäfte in Sachsen jetzt ohne sie geleitet werde, weil man sie von der Regierung ferne halte und sie daher nur heimlich das Beste ihrer Kinder befördern dürfe.

Seinem bittersten Feinde klagte sie das. Dem Manne, der seine Schlösser zerstört, seinen Namen mit Füßen getreten hatte, diesem Manne schenkte sie ihr Vertrauen und bat ihn um seine Hülfe!

Schlange, die er an seinem Busen genährt!

Noch aber war August III. Herrscher in Sachsen und noch war er durch seine Gnade allmächtig; noch setzte man Graf Brühl nicht bei Seite, noch verhinderte man seine Pläne nicht!

Sie sollte erfahren, gegen wen sie hier zu intriguiren versucht!

Doppelt freundlich trat er Maria Antonia hierauf entgegen und erkundigte sich nach dem Befinden de la chermante Princesse. Wer ihn genau kannte, hätte dabei einen leisen Zug des Hohnes um seine Lippen spielen sehen; doch sie, ohne alle Ahnung, bemerkte davon nichts und plauderte heiter mit ihm fort über die vorhabenden Vergnügungen. Daran war jetzt kein Mangel. Seit der König von Teplitz zurückgekehrt, gönnte Brühl ihm keinen Augenblick der Ruhe. Von früh bis spät waren die Tage mit Lustbarkeiten ausgefüllt, mit denen er die blu-

tenden Wunden des Landes umhüllte. Maria Antonia war genöthigt, an diesen Festen Theil zu nehmen, die sie „ermüdender als unterhaltend“ nannte. Was ihr in ihrer ersten Jugend und durch den Reiz der Neuigkeit gefallen, ließ sie jetzt, gereift durch die Jahre, kalt. Ob sie heute in den Lustgärten des Grafen Brühl und morgen in Friedrichstadt bei ihm speiste, blieb einerlei, sobald die Gesellschaft die gleiche war und die Unterhaltung in nichts wechselte; denn selbst unsere Ansprüche an die Menschen verändern sich ja mit den Jahren und bedingen sich nach dem Gange unserer eigenen Entwickelung.

Das Fest auf der Vogelwiese fand auch damals statt, wie es noch jetzt alljährlich das Publikum erfreut; nur daß vor hundert Jahren der König daran Theil nahm. Ueber die Ruinen der eingeäscherten Pirnaischen Vorstadt hinweg zog August der Dritte hinaus mit allen seinen Prinzen und Prinzessinnen, den Ersten seines Hofes und den fremden Gesandten, um nach dem Vogel zu schießen, in dessen Körper sich ein Hahn, ein Hase und Täubchen verborgen befanden, welche, zur unendlichen Belustigung der jungen Prinzen, bei jeder Verwundung des Vogels aus seinen Seiten hervorsprangen *).

Spielend, wie sonst, ließ man das Leben an sich

*) Klemm, Chronik von Dresden.

vorüber gleiten und öffnete der Freude weit alle Thore. Es waren große Kinder, die unbekümmert um den nächsten Tag sich der Lust hingaben, ohne, wie Voltaire sagt, des blutigen Schlußes am Ende des letzten Actes zu gedenken. —

Rousseau hatte seinen Emil geschrieben, der öffentlich in Genf verbrannt worden und seinen Autor landesflüchtig gemacht. Das Fach der Erziehung blieb immer noch unangebaut; die junge Seele naturgemäß zu entwickeln und sie zum Nachdenken durch Anschauung zu führen, blieb ein noch ungeweckter Begriff; der Mensch als Individuum war noch nicht in seine Rechte eingetreten.

Auf solchem Standpunkte allgemeiner Anschauungen konnte selbst eine so geistvolle Fürstin, wie Maria Antonia, ihrem Jahrhundert nicht vorauseilen und ihre Kinder sich selbständig entwickeln lassen. Sie sollten werden, was sie aus ihnen zu machen wünschte.

Inmitten ihrer Sorgen um die russische Politik und den Marsch russischer Soldaten nach Polen, war sie bemüht den Prinzen und Prinzessinnen ihrer Familie die Rollen zu ihrer Oper „Palestris, Königin der Amazonen" einzustudiren *), die sie so sehnlich aufgeführt

*) Weber, Maria Antonia Walpurgis.

zu sehen wünschte. Brühl ermunterte sie dabei und begleitete den König in die Proben, Beide froh, daß sie einen so harmlosen Zeitvertreib gefunden.

Die Etikette jener Zeit gestattete es nicht, das Publikum zum Zuschauen einzuladen, nur im engsten Hofkreise durfte die Aufführung statt finden *), der Maria Antonia mit der gespanntesten Erwartung entgegen sah. Der Schlaf floh ihre Nächte, je näher die Stunde heranrückte. Die ganze Angst und Sorge des Künstlers, der das Publikum zu seinem Richter aufruft, bewegte ihre Seele. Sie durfte nicht Gnade rufen, und dennoch hätte die Angst vor der Verurtheilung dies demüthigende Wort ihrer Lippe entreißen können.

Die Räume füllten sich, das Haus war erleuchtet, das Orchester stimmte die Geigen, und bald sollte sich der Vorhang heben. Die Stadt wußte, daß man eine von der Churprinzessin gedichtete und componirte Oper gab, und morgen mußte es Deutschland und übermorgen Europa wissen. Welch' eine Gefahr für eine Frau in ihrer Stellung! Nur Privatpersonen können sich selbst an eine Sache setzen und Alles wagen, Alles hoffen.

Wenn das Glück in dem Höhepunkte aller unserer Empfindungen besteht, so genoß sie es heute. — Wie be-

*) Fürstenau.

wegte sie Alles, wie durchschauerte sie jeder Ton, wie spähte ihr Auge fieberhaft, um in den Mienen der Zuschauer Lob oder Tadel zu lesen und das nicht ausgesprochene Wort zu belauschen. Hatte sie je gezittert, wie sie heute zitterte, je gebangt, wie sie heute bangte? — Hatte an irgend einem Wendepunkte ihres Lebens, wo all ihr Hoffen, all ihr Wünschen auf einem Wurfe in des Schicksals Urne ruhte, ein einziger Gedanke je, wie heute, sie beherrscht? —

Jetzt konnte sie des Künstlers Seligkeit, aber auch seinen Schmerz ermessen. Auf der höchsten Stufe des menschlichen Seins, wo er sich seiner schöpferischen Kraft bewußt wird, und schwindelnd von seiner Höhe herab an die Welt appellirt und sie aufruft über seine Begabung Richter zu sein, wandelte sie Verzweiflung an vor der Ungewißheit dieses Urtheils. Während einerseits nie gekanntes Wonnegefühl sie durchschauerte, überließ sie sich in der nächsten Minute dem Zagen, das des eigenen Ungenügens unzertrennlicher Begleiter ist.

Doch, unbegrenzter Beifall krönte ihre Arbeit. Lob war auf jeder Lippe. Verstand diese Gesellschaft auch sonst sehr wenig, so verstand sie doch Musik, so war das Ohr doch dafür gebildet, und mit Staunen gewahrte man, was eine königliche Prinzessin hier geleistet. König August selbst sprach seine stolze Befriedigung aus, in einer Tochter so große Talente vereinigt zu finden, und nannte

sie den Schmuck seines Hauses, und Graf Brühl, der ihm zur Seite stand, stimmte ihm darin bei.

„Königliche Hoheit sind nur zu vielseitig," bemerkte der schlaue Günstling listig. „Es ist nicht diplomatisch, alle Talente in sich vereinigen zu wollen; das weckt den Neid. Friedrich II. hat das erfahren, und ich hoffe und wünsche nur, daß sein Beispiel Sie nicht verleiten möge, in seine Fußstapfen zu treten."

„Ich würde es mir zur Ehre schätzen, wenn ich so hoch streben dürfte," erwiderte die Churprinzessin mit strahlender Miene. „Bis jetzt aber beschränkt sich mein ganzer Ehrgeiz darauf, seinen Beifall zu gewinnen, und diesen Abend zu krönen, hätte ich nur ihn unter der Zahl der Zuschauer gewünscht."

„Er wird es unsichtbar gewesen sein," erwiderte Brühl, „und Königliche Hoheit werden sicher bald erfahren, daß er Ihrer Oper Beifall zollt."

„Wissen Sie das so bestimmt?" fragte Maria Antonia und sah ihn verwundert an.

„Ich vermuthe es und täusche mich nicht leicht," erwiderte er unbefangen.

Abends fand die Churprinzessin die Nachricht, daß man ihre Briefe geöffnet und deren Inhalt verrathen sei. Sie erbleichte. — Wurde Brühl ihr Feind, so scheute er kein Mittel sie zu verderben.

Zweites Capitel.

Der Bote Friedrich's II.

Die Sonne senkte sich und überhüllte den westlichen Horizont mit Purpurglut. Aus dem Elbthale stiegen die Dünste empor und zogen in mystischen Linien an den Hügelketten hin, welche es rings einschließen. Sabbathstille herrschte, wie wenn der Himmel ruhte und die Winde feierten, nachdem der Tag sein Werk vollbracht.

Maria Antonia war auf ihren Balcon hinausgetreten und, sich auf das Geländer stützend, stand sie sinnend in sich versenkt da, während die reine kühle Abendluft sie wohlthätig erfrischte. Ein Ausdruck der Sorge faltete ihre Stirne. Sie empfand auf's neue das Drückende ihrer Stellung zu diesem allmächtigen Minister, dem es daran lag, sie des Einflußes zu berauben, dessen sie während sieben langen Jahre genossen, und der jetzt nicht einmal mehr ein Geheimniß machte, daß er ihr diese Demüthigung zugedacht.

Was hatte sie gethan, um sich sein Mißwollen zu verdienen? Warum wollte er ihr wieder entziehen, was er selbst ihr zugestanden? Warum fürchtete er sie jetzt auf's neue in seinem Ministerrathe, nachdem sie während eines

so langen Zeitraumes danach gerungen, sein Vertrauen zu gewinnen, und, wie sie glaubte, es auch endlich gewonnen hatte. Und nun — sprach er mit ihr nur von neuen Opern und nie mehr von Staatsgeschäften. Der alte Leichtsinn herrschte wieder am Hofe August's III. „Payez, payez! Del'argent pour le roi de Pologne!“ rief man im Lande aus, und nahm ohne Barmherzigkeit den Groschen der Witwe, womit sie das Stück Brod für ihr hungerndes Kind hatte kaufen wollen.

Wie konnte sie diesem Unwesen steuern? Wie dem Könige die Augen öffnen über diese Grausamkeit, an der er keinen Theil hatte?

Glänzende Feste fanden heute wieder einmal statt. Das befördere den Handel und hebe den Verkehr, sagten die Prinzen, weil Brühl es so gesagt. Maria Antonia aber konnte sich durch solche Worte nicht täuschen lassen, sie hatte die politische Oeconomie mit Ernst studirt, um einst durch diese Kenntniß ihrem Lande zu nützen, und sie wußte ganz wohl, daß das Geld zu diesen Festen aus der Tasche des armen Landbewohners gezogen wurde, und daß die reichen Theilnehmer dieser Freuden frei dabei ausgingen. Gleiche Abgaben, gleiche Rechte, rief es in ihr.

Zwei natürliche Söhne August des Starken lebten noch an diesem Hofe, mit Ehrenämtern und Gütern reich

gesegnet, dies waren der Chevalier de Saxe und der Graf Rutowski. Der letztere, General-Feldmarschall und Commandant von Dresden, legte heute seine Stelle nieder, und der Chevalier de Saxe trat an seinen Platz. Ein so einfacher Vorgang wurde von Brühl benutzt, um militärische Festlichkeiten anzuordnen, um die Offiziere in seinem Garten zu einem glänzenden Diner einzuladen und Abends die Soldaten auf der Wiese in der Friedrichsstadt tanzen zu lassen, wobei der Hof zusehen sollte. Dies Zusehen des Hofes blieb natürlich die Hauptsache; denn damit war wieder eine Unterhaltung für den König und die Prinzen gewonnen, die auch in der Erinnerung noch mehrere Tage ausfüllte.

Maria Antonia durfte sich nicht ausschließen. Als Einzelne gegen so Viele auftreten und ihnen einen andern Geschmack und andere Neigungen entgegensetzen, würde zu schwer an ihr gerächt worden sein. Ohnehin fühlte Jeder schon hinlänglich ihr gegenüber die Nichtigkeit des eigenen Lebens und den viel umfassenden Geist dieser nimmer ruhenden Frau, um noch durch Worte darauf hinweisen zu wollen, wie überlegen sie den Uebrigen sei.

Schon angekleidet für die Festlichkeit erwartete sie jetzt ihre Wagen, um in Begleitung der Prinzen und Prinzessinnen ihres Hauses aufzubrechen. Auch Friedrich August wurde mitgenommen zu dieser seinem Alter ent-

sprechenden Lustbarkeit, doch ohne daß ihm die Erlaubniß Freude gewährte.

„Du wirst meine Stelle vertreten," sagte der Churprinz zu ihm, während er neben dem Ruhestuhl des kranken Vaters Platz genommen hatte. „Du mußt Dich gewöhnen Deiner Mutter zur Seite zu stehen. Ein Prinz muß repräsentiren lernen, und in dem Bezug kannst Du in keiner bessern Schule sein."

Der Knabe erwiderte darauf nichts. Er liebte seinen Vater, der seine Vorliebe für sein kleines Fritzl beibehalten hatte und ihn oft in seine Nähe zog und sich mit ihm unterhielt. Das einfache, ruhige Wesen des Churprinzen sagte dem Knaben sichtlich mehr zu, als seiner Mutter Lebhaftigkeit und übersprudelnde Laune, der manches Wort entfuhr, das nicht wieder gut zu machen war, weil es in der Seele des Kindes sogleich Wurzeln gefaßt, die sich nicht mehr ausrotten ließen.

Es dämmerte schon, als die Reihe glänzender Equipagen der Vorstadt zufuhr, wo sie ein Lichtermeer begrüßte. Auf einer für sie errichteten Tribüne nahm die Churprinzessin mit ihrem Gefolge Platz, und suchte nun die ernsten Gedanken zu verscheuchen, um wenigstens scheinbare Theilnahme für die unten Tanzenden zu äußern. Hunderte von dazu errichteten Säulen warfen den Schein ihrer Lampen auf die geschmückten Schönen,

welche hier der Ehre genoßen, von Offizieren und Gemeinen in wirbelnden Kreisen umhergeführt zu werden, begleitet von einer rauschenden Musik, die eine Unterhaltung nur in den Pausen möglich machte. Die fremden Gesandten mit Sternen besäeter Brust hatten sich eingefunden, mit ihnen die ersten Damen des Hofes. Bunte Kleider, lachende Mienen, koquettes Lächeln, und halbe Stichworte, hervorgerufen durch die Wirkung der Scene, der Beleuchtung und die erregte Stimmung, liehen dem kleinen Gotte ein weites Feld zu manchem kühnen Worte. Die Formen des Lebens, diese mächtige Schranke, wurden kühn übersprungen. Der Weingeist spukte noch von dem Mahle her in manchen Köpfen und forderte keck sich hier ausschäumen zu dürfen.

Das Schwirren der Stimmen, die Laute der Freude, der Klang der Pauken und der Trompeten vermehrte noch das Pulsiren in den Köpfen und steigerte den Taumel der Lust. Aus der Wiese stiegen die feuchten Dünste der Nacht empor, und Niemand bemerkte es. Ein kalter Luftzug zog dann und wann mit leisem Schauer durch die Glieder, ein augenblickliches Zucken folgte und man gedachte der unangenehmen Empfindung nicht mehr.

Graf Brühl, der sich jetzt noch seltener, als wohl sonst aus der Nähe König August's entfernte, überließ

ihn jetzt auf einige Minuten den Prinzen Xaver und Carl, und trat hinter den Stuhl der Churprinzessin.

„Königliche Hoheit sind heute sehr ernst,“ begann er. „Ich entsinne mich noch der Zeiten, wo Sie mit ganzem Herzen solchen Festen beiwohnten und nur bedauert haben würden, nicht selbst mittanzen zu dürfen.“

„Jedes Alter hat seine Freuden, Graf Brühl,“ sagte die Prinzessin, sich zu ihm wendend. „Sie können nicht erwarten und auch nicht wünschen, daß ich noch so denke und empfinde, wie Sie mich vor ein Dutzend Jahren gekannt. Jedes Lebensalter macht seine besondern Ansprüche. Bei mir nimmt nun die Mutter die Hauptstelle ein, und alle meine Wünsche und Hoffnungen gelten der Zukunft meiner Söhne.“

„Die, wie mir scheint, in einem legitimen Fürstenhause ganz ungefährdet ist,“ bemerkte der Minister scharf.

„Ungefährdet doch wohl nicht ganz,“ erwiderte Maria Antonia, ihn mit einem Seitenblicke messend. „Davon ist uns Prinz Carl ein Beispiel. Und, indem wir eigensinnig darauf beharrten, den Herzog Biron von Kurland nicht anerkennen zu wollen, reizten wir Rußland, in Polen gegen uns aufzutreten.“

„Wie so? Ich verstehe Sie nicht. Wie hätte Rußland in Bezug auf Polen gegen uns die Initiative ergriffen?“

„Dadurch, daß es Truppen dahin sandte," erwiderte die Prinzessin ernst.

„Um die Czartoryski gegen die Radziwill zu unterstützen, weiter hat dieser Schritt keinen Zweck," erwiderte Brühl mit leichtem Spotte.

„So! Und man bedenkt nicht, was das heißen will, fremde Truppen in seinem Lande dulden, nachdem wir doch in jüngster Zeit gesehen, welche Folgen der Einzug der Preußen in Sachsen für uns gehabt? Sind wir denn Fürsten noch in unserm Lande, wenn Jeder mit uns handeln kann, wie ihm beliebt? wenn man mit uns und unseren Interessen spielt? uns niemals fragt bei dem, was man für uns und gegen uns zu thun im Schilde führt? — Ich meinerseits bin nicht in einer Schule auferzogen, wo man sich solchem Würfelspiel ergibt, und meine Söhne will ich lehren, mit Gott einst für ihr gutes Recht zu kämpfen und zu erkämpfen, was man ihnen streitig macht. Sie sollen wahrlich kein solches laissez aller von mir lernen, nicht zusehen, wenn man sie beraubt. Sie sind die Enkel eines Kaisers."

„Wenn sie den Ehrgeiz ihrer Mutter erben, Königliche Hoheit, so werden sie mit Alexander sagen: die Welt sei ihnen noch zu klein. Wie schade, Königliche Hoheit, daß Sie nicht ein Mann geworden, um offen in das Feld zu ziehen, während Sie nun, als Frau, nur mit

kleinen Fäden spinnen dürfen, die, oft geknüpft, auch oft zerreißen. Sie stehen nicht an Ihrem Platze, Prinzessin. Sie bedürfen für Ihr Talent ein großes Feld."

„Das weiß ich längst, Graf Brühl!" erwiderte sie mit so kalter Ruhe, daß der feine Höfling fast zweifelte, sie habe den Sinn seiner Worte verstanden. „Das weiß ich längst, und wußte es, so wie ich dieses Land betrat. Doch — die Zeit steht ja nicht still, Graf Brühl, es verrinnt ja mit jeder Minute ein neues Jahr, und was ich bin, das werde ich wenigstens auch bleiben; komme was da wolle, so bin ich die Gemahlin des Churprinzen von Sachsen und die Mutter meiner Söhne, und werde als solche auch auf meinem Platze stehen."

Der Minister erbleichte. Unwillkürlich glitt sein Auge nach der Seite hin, wo der König stand, als wolle er sich von dessen Existenz überzeugen. Lachend und scherzend gewahrte er diesen in einer Gruppe junger Leute; doch, von Gicht gelähmt, und mit mancherlei Uebeln eines frühzeitigen Alters behaftet, ließ sich die Dauer seines Lebens darnach freilich nicht bestimmen. Eine solche Betrachtung mochte sich jetzt zum ersten Male dem stolzen Minister aufdringen, und wie wenn damit zugleich die Lust und der Glanz um ihn sich in Nacht verwandelt, nahmen seine Züge einen Ausdruck ängstlicher Besorgniß

an, und sich mit ganz verändertem Tone zu der Prinzessin wendend, sagte er:

„Wir sind für den Scherz zu ernst geworden, Königliche Hoheit, und für den Ernst nicht ernst genug gestimmt. Lassen Sie uns zu einer passenderen Stunde den Gegenstand wieder aufnehmen, und wir werden uns verständigen.“

Ein Lächeln flog über die Züge der Churprinzessin, und ihn fragend anblickend, erwiderte sie nur:

„Glauben Sie?“

„Ich bin davon überzeugt,“ versetzte der Minister sich verbeugend, und seinen Platz dem eben hinzutretenden Prinz Xaver überlassend, entfernte er sich.

Maria Antonia war nun genöthigt sich zu ihrem Schwager zu wenden, der, seit er unter den französischen Fahnen gefochten, nur von seinem dortigen Leben und seinen Abenteuern in einem Kriege sprach, wo er keine Lorbeeren erfochten. Die einzige Eroberung, der er sich namhaft rühmen konnte, war die eines jungen Mannes, den er der französischen Armee entführt und an seine Person gefesselt. Dieser, sein erklärter Günstling, begleitete ihn überall hin, und befand sich auch heute in seiner Gesellschaft. Während Prinz Xaver mit der Churprinzessin sprach, nahm sein Begleiter die Gelegenheit wahr die Gräfin Rutowski zu begrüßen, deren leuchtende

Blicke ihn schon aus der Ferne dazu eingeladen hatten. Dem jungen Fremden schmeichelte diese Aufmerksamkeit einer großen Dame, die ihn durch ihren die Sinne verwirrenden Luxus von Sammet und Seide und Schmuck und Spitzen blendete, und, nach Art der Polinnen, bald durch ihr aufloderndes Feuer, bald durch ihre sanfte Hingabe, vor Allem aber durch ihre hohe Stellung an sich zog und dienstbar machte.

Maria Antonia war das Spiel der Augen der stolzen Gräfin nicht entgangen. Lächelnd fragte sie Prinz Xaver: „Wird denn Herr von Agdollo nicht wieder zu seinem Regimente zurückkehren, bevor er hier bei uns zu tiefe Wunden schlägt?“

Ohne weiter zu fragen, errieth der so Angeredete schon den Sinn ihrer Worte.

„Er hat dort seinen Abschied genommen und wird hier in Dienst treten,“ erwiderte er. „Er ist ein hübscher Junge und dabei arm, folglich muß er durch die Frauen sein Glück zu machen suchen. Ich hindere ihn darin nicht.“

„Wenn es mit Ehren geschehen kann, à la bonne heure“ sagte die Prinzessin. „Als Fremder, und vorzüglich als Venetianer, begegnet er bei uns dem günstigsten Vorurtheile. Er ist ein sehr angenehmer Mensch, das kann man nicht läugnen, und spricht dabei so schönes

Italienisch, daß ich selbst das größte Vergnügen daran finde, mich mit ihm in meiner Lieblingssprache zu unterhalten. Aber vor Einem sollten Sie ihn warnen, Xaver. Er muß nicht spielen. Wenn er spielt, so ist er verloren; denn Spielschulden muß er bezahlen, und fehlt ihm dazu das Geld, so verschafft er es sich auf unehrenhafte Weise. Ich habe das oft schon erlebt. Ein junger Mann kann seinem Leichtsinne manches erlauben, ohne moralisch daran zu Grunde zu gehen, nur spielen muß er nicht."

„Que voulez — vous!" sagte der Prinz leicht hin. „Er muß von seiner Industrie leben, da er keinen Zuschuß von zu Hause hat, und wie könnte ich da Moral predigen wollen? Was ich ihm gebe, reicht nicht hin, um seine Bedürfnisse zu bestreiten; denn er lebt gerne als Cavalier, natürlich also versucht er sein Glück, und verliert er, so hilft die Tante Rutowski ihm aus. Sie ist ja reich genug dazu."

„Wenn er das von ihr annimmt, so verkauft er sich ihr mit Leib und Seele und wird der Sklave ihres Willens. Ich bedaure ihn, wenn er es so weit kommen läßt."

„Puh! Sie sehen zu schwarz, Antonia. Wir Männer nehmen solche Dinge leichter. Er thut doch nur, was er thun will. Sie scheinen aber sehr lebhaften Antheil an ihm zu nehmen. Frauen gönnen einander selten solche

Eroberungen. Ihr Wohlwollen ist meistens aus Neid gewoben."

„Sie haben allerlei sonderbare Begriffe aus Ihrem Kriegsdienste mitgebracht, Xaver, und wollen durchaus den lockern Ton vom Hofe zu Versailles nachahmen. Das kleidet Ihnen aber schlecht. Sie müssen bedenken, daß wir deutsche Fürsten sind, wenn wir gleich französisch reden, und daß wir Frankreich bewundern können, ohne seine Sitten nachahmen zu wollen. Friedrich von Preußen ist uns darin mit glorreichem Beispiele vorangegangen, und wir sollten uns bemühen in seine Fußstapfen zu treten."

„Ich bitte Sie, nennen Sie mir den nur nicht; er ist mir unerträglich, dieser kalte Pedant, dieser Flötenbläser, dieser gelehrte Versemacher!"

„Ich bitte Sie, Xaver!" rief die Churprinzessin entrüstet und sah sich scheu um. „Ich begreife Sie nicht! Noch nie sind Sie so ausfällig geworden."

„Weil mir es unerträglich wird, ewig nur sein Lob von Ihnen zu hören, während wir Alle Ursache haben, einen Mann zu hassen, der uns so tief in den Schatten stellt."

„Neid also ist es, was aus Ihnen spricht!" rief die Churprinzessin. „Aber, Xaver, können Sie einer so kleinen Leidenschaft Gehör geben, wenn so große Tugen-

den und Vorzüge zu Ihnen sprechen? Können Sie blind sein gegen sein Verdienst?"

„Eben weil ich es nicht bin, macht er mich böse auf sich. Und was den Neid betrifft, Antonia, so weiß ich Jemand, der vor einigen Augenblicken dieser häßlichen Empfindung ebenfalls Raum gab."

„Unsinn!" rief die Prinzessin verletzt.

„Ja, Unsinn, wenn ich Recht habe. So geht es immer. Aber, bin ich auch nicht so klug, wie Sie sind, Frau Schwägerin, so sehe ich doch auch manchmal etwas."

„Brechen wir davon ab!" erwiderte die Prinzessin erregt, und nahm ihren Fächer, um sich zu kühlen, vielleicht auch um ihr geröthetes Angesicht zugleich dahinter zu verstecken.

In dem Augenblick nahte sich ihr Oberhofmeister und meldete ihr, daß ein Bote von Berlin eingetroffen, der sie im Auftrag seines Königs zu sprechen verlange.

„Vom Könige von Preußen!" rief sie überrascht und erhob sich. „Wo ist er?" fragte sie in freudiger Ungeduld.

„Im Palais!" hieß es.

„So bitte ich um meinen Wagen!"

Diese Unterbrechung des Festes erregte allgemeines Aufsehen. Man flüsterte, man fragte, man vermuthete

und errieth, und sah sich endlich dennoch einem unauflösbaren Räthsel gegenüber. Ein Bote vom Könige von Preußen! hallte es von Ohr zu Ohr, und kam auch endlich bis zu Graf von Brühl, der mitten in dem angefangenen Satze einer Rede stecken blieb und, was der feine Hofmann wohl schwerlich je gethan, sich rasch von König August abwandte, ausrufend: „Womit? An wen?"

Diesen hastig ausgestoßenen Worten folgte als halbe Antwort der eben abfahrende Wagen der Churprinzessin. Also an sie? sagte er sich heimlich und wandte sich nun mit schwerem Herzen dem ihm entfallenen Faden seiner Rede wieder zu.

Maria Antonia hatte indessen die Stadt erreicht, und eilte die Botschaft ihres königlichen Freundes zu entziffern. Er schrieb ihr:

„Madame ma soeur.

„Man öffnet meine Briefe in Sachsen; darum sende ich diesen getreuen Boten, den ich, um jedem Verdachte zu entgehen, mit Früchten aus meinem Garten beladen. Haben Sie die Güte zu sagen, daß Sie mich, als ich das Glück hatte, Sie in Moritzburg zu sehen, darum gebeten. Hier nun der Zweck dieser Sendung.

„Die Erbitterung in Petersburg vermehrt sich durch die Beharrlichkeit Ihres Hofes, den Herzog von Biron nicht anerkennen zu wollen. Ich rathe Ihnen daher die

Betheiligten zur Nachgiebigkeit zu vermögen, weil man es schwer büßen wird, wenn man bei seinem Eigensinne bleibt. Man sagt, es befänden sich mehr als eine Million russischer Unterthanen in Polen, welche, ich weiß nicht nach welchem Uebereinkommen, die Republik herausgeben müsse. Man hat daher Befehl ertheilt, sie mit Gewalt von dort zu entführen. Mit einem Worte, Ihre Angelegenheiten dort werden den schlimmsten Ausgang nehmen, wenn es Ihnen nicht gelingt, den Urheber des Uebels zu einer andern Handlungsweise zu bewegen.

„Mögen Sie diese Mittheilung als ein Zeichen meiner Achtung und meiner Rücksicht für Sie aufnehmen und den Wunsch darin erkennen, Sie zu verbinden, und seien Sie überzeugt, daß die Gefühle, welche Sie Allen einflößen, die das Glück haben Sie zu kennen, sich nie aus meinem Herzen verwischen werden."

Maria Antonia las den Brief zu verschiedenen Malen durch; dann eilte sie damit zum Churprinzen, dem Theilnehmer ihrer Sorge und Mitwissenden dieses Briefwechsels.

„Wird es uns gelingen Polen für uns und unsere Nachkommen zu bewahren?" fragte sie ihn mit hochfliegender Brust.

„Nimm die Sache nur ruhig!" bat er sie. „Wohl möchte auch ich meine Antonia einst als Königin dort

sehen und würde, um Dich diese Krone tragen zu lassen, gerne Opfer bringen; doch mit sächsischem Blute will ich sie nie erkaufen. Für jetzt ist keine Gefahr. So lange der König lebt, wird er sich Polen nicht entreißen lassen, dafür stehe ich Dir; denn seine Eitelkeit ertrüge es nicht, als Churfürst zu sterben. Nur um kommende Zeiten handelt es sich daher, und diese mögen im Rathe des Himmels noch weit hinaus geschoben sein. Das lächerliche Spiel mit dieser Krone von Kurland mag Rußland gegen uns erbittern, und Zeit wäre es, der Sache ein Ende zu machen. Ich will mit Brühl darüber sprechen. So ungerne ich mich sonst in seine Angelegenheiten mische, so wird ein Wort von mir hier doch vielleicht an seinem Platze sein."

Die Prinzessin berichtete nun, was Brühl diesen Abend geäußert.

„Vielleicht kommt ihm mit dem Gedanken an das endliche Scheiden der sinkenden Sonne schon der Vorbedacht für den neuen Tag, und das würde unser bester Fürsprecher sein. Warten wir es ab! Nur nie etwas übereilt. Das Schicksal meint es immer besser noch mit uns, wie wir es selbst verstehen. Nur Geduld, mein theures Weib! Sie wird der beste Alliirte Deiner Wünsche sein."

Drittes Capitel.

Das letzte Geburtsfest August's III.

Die Sorge für den kommenden Morgen ist des Menschen Begleiterin von seiner Wiege bis an sein Grab, und oft auch noch darüber hinaus. Dies Bangen vor der nächsten Zukunft beschwichtigt nur ein echtes Gottvertrauen, das in Demuth erwartet, ob die Wolke, sich entladend, ein liebes Haupt treffe.

Maria Antonia besaß kein solches Gottvertrauen. Mit steigender Unruhe sah sie den neuen Regierungsmaßregeln zu und verwünschte des Ministers auswärtige Politik. Brühl war nur zu schnell von seiner Sorge für das Leben König August's zurückgekommen. Der Monarch zählte erst 67 Jahre, warum also sollte er als ein Opfer der Gicht in einem Alter fallen, wo so viele ein weiter gestecktes Ziel trotz dieses Uebels erreichen. Als Maria Antonia daher auf die Unterhaltung jenes Abends zurückkam, wich er ihr höflich aus und sagte die verbindlichsten Dinge über ihre Talente, doch von Staatsangelegenheiten wollte er auch diesmal wieder nicht sprechen.

Der Churprinz verlangte nun, daß er ihm Rede

stehe, und beschied ihn zu sich in sein Kabinet, um ihn um die Lage der Dinge zu befragen. „Ich will mich nicht in die Regierung mischen, so lange mein Vater lebt," sagte er ihm sehr ernst; „doch aber auch möchte ich nicht gern die Zukunft meiner Kinder durch eine Nachlässigkeit beeinträchtigt sehen, über die ich mir später Vorwürfe zu machen hätte. Ich mache Sie daher für Alles verantwortlich, Graf Brühl, und bitte Sie nicht zu vergessen, daß, sobald sich zwei Augen schließen, ich hier regiere und mein das Recht zu strafen und zu lohnen ist."

So hatte der Churprinz sich noch nie ausgesprochen, und gedankenvoll kehrte Graf Brühl aus dessen Gemächern in sein Palais zurück.

König August bemerkte die ernste Miene seines Ministers und sein zerstreutes Wesen. Auf seine Frage, was ihn beschäftige, hörte er zur Antwort: er denke an die Aufführung der neuen Oper zu Seiner Majestät Geburtstag und sei besorgt, daß Hasse nicht damit zu Stande komme.

„Immer mit meinen Vergnügungen beschäftigt!" sagte König August, und reichte seinem Günstlinge gerührt die Hand, welche dieser ehrerbietig an seine Lippen führte.

Wenige Tage darauf erkrankte der mächtige Premier in Folge seiner versteckten Bekümmernisse, die sei-

nen Nächten den Schlaf entzogen. Eine neue Oper in Scene zu setzen, kostete große Summen, die tausend andern Lustbarkeiten kosteten nicht minder, und woher dies Geld beziehen, wenn er es nicht aus den Kassen entnehmen sollte, die zu leeren er kein Recht besaß?

Sonst freilich war eine solche Frage nie von ihm aufgeworfen worden; denn er regierte, wie ein absoluter König mit einem „et tel est mon plaisir"; jetzt aber hatte des Churprinzen ernstes Wort ihn stutzig gemacht. König August konnte ja nicht ewig leben — und dann? und dann!

Mit einer Frau als Regentin wäre er leicht fertig geworden, ein artiges Wort wetzt da gar vieles aus, und findet um so sicherer eine Stätte, wenn es im Hintergrunde die Erinnerung geleisteter Dienste und damit noch ungelöster Verbindlichkeiten zeigt.

Aber ein Mann — ein Mann, der sich als Mann auch zeigt!

Er hatte dem Churprinzen stets ferne gestanden, hatte ihm nie einen Dienst zu erweisen Gelegenheit gefunden, hier konnte also von keiner Schonung, keiner Rücksicht die Rede sein, und der rechtliche Charakter dieses Fürsten war bekannt.

Kein Wunder also, daß Graf Brühl über diesen Betrachtungen erkrankte und ernstlich erkrankte, so daß

der König, sein Herr, in allen Kirchen für die Genesung seines Lieblings beten ließ.

Doch die Sorge ist ein nur langsames Gift. Athemlos erwartete die Stadt das Erstehen des mächtigen Ministers und fand leider! daß er erstand. Die Schaar von Dienern, welche jeden Morgen sein Palais umgaben, um die besorgte Nachfrage ihrer Herrschaft auszusprechen, brachten endlich das große Wort „genesen“ heim, und — wer hätte da nicht Freude äußern müssen! Die Proben zu der Oper Leucippo wurden nun sogleich wieder angesagt, und der Hof richtete sich auf Festlichkeiten ein, um den Geburtstag des Königs, den er so lange Jahre hindurch nicht hier zugebracht, einmal wieder recht feierlich zu begehen.

Doch — die Wolke sollte sich entladen.

Eine neue Oper! Welch' ein langentbehrtes Glück für den Kunst und Pracht liebenden Fürsten. In Warschau gab es keine Capelle, keinen Hasse, keine Castraten und keine Faustine. In Warschau schlummerte die Kunst. Welch' ein Genuß nun, nach so langer Entbehrung, das Ohr mit Tönen zu ergötzen, deren Schwingungen das Vollendete erreichten. In seinen eigenen Gemächern gebot König August den Sängern zu studiren, damit ihm nichts verloren gehe und er in dem Wachsen zur Vollendung die ganze Schönheit der Composition entdecke.

Am siebenten Oktober war sein Geburtstag, und am fünften sollte die letzte und Hauptprobe statt finden. Vor dreißig Jahren war er an eben diesem Tage zum Könige von Polen erwählt worden, und ohnehin wollte man den Tag festlich begehen, welcher einen solchen Zuwachs an Ehre gebracht. Der Hof war in großer Gala, die Damen rauschten in seidenen Gewändern, die gepuderten Häupter standen gleich weißen Wölkchen über den weiten Steifröcken, Diamanten blitzten und schöne Augen lächelten. Es war wieder einmal Alles Lust und Alles Freude. Geschäftig liefen die Diener umher, Equipagen rollten, der Hofmarschall ertheilte Befehle und die Köche siedeten. Hasse stand vor seinem Pulte, den Stab des Dirigenten in der Hand, und erwartete das Zeichen, um den ersten Strich zu schlagen; Faustine hatte durch Kunst noch einmal die alte Schönheit heraufbeschworen, sie hielt ihre Partitur in der mit einem kostbaren Diamantring, einem Geschenke des Königs, gezierten Rechten, und sandte ihre schwarzen Glutaugen verstohlen der Thüre zu, durch welche der Hof eintreten mußte. Schon hatte die fünfte Stunde vom Thurme geschlagen und alle Uhren der Stadt den Ton wiederholt, aber noch immer nahte sich kein Fußtritt. — Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich der Versammlung. Die Musiker stimmten ihre Instrumente nicht länger, die Sänger legten ihre Noten-

blätter aus der Hand, es war, als wolle man die Probe für beendigt halten, bevor man noch damit begonnen. Feierliche Stille herrschte. Niemand fand mehr das geeignete Wort, um eine Unterhaltung anzuknüpfen. Jede neue Minute steigerte diesen Zustand unruhiger Erwartung. Niemand sprach, eine Art ängstlicher Stille herrschte. Bei jedem, auch dem kleinsten Geräusche wandten sich Aller Augen der Thüre zu.

Da endlich flogen beide Flügel weit auf, und herein trat geisterbleich der Hofmarschall, schritt auf Hasse zu und ihm die Hand drückend, flüsterte er ihm einige Worte in das Ohr, vor denen dieser zusammenzuckte, als habe ihn ein Blitzstrahl getroffen. „Todt also," sprach es in ihm, „todt!" Der Mann, dem er so treu gedient, der ihn so tief gekränkt, daß er ihn hätte hassen, ja ihn morden können, der war nun schon nicht mehr! — Doch, mit dem Tode kehrt auch Versöhnung in das Herz zurück; noch einmal fühlen wir ein altes Weh, dann wird es in uns ruhig.

Tief bewegt wandte Hasse sich zu seiner Gattin, als der ersten, welcher er die Neuigkeit mittheilen wollte. Da durchfuhr ihn der Gedanke, ob sie auch Fassung zu zeigen vermöge, ob sie nicht öffentlich hier den Eindruck verrathe, welchen das plötzliche Ende dieses Königs ihr verursachen mußte. Und sich besonnen gegen seine Capelle

wendend, sagte er: „Meine Herren! Die Probe findet heute nicht statt. Seine Majestät der König ist verhindert!“ und damit winkte er ihnen den Abschied.

Dann erst trat er auf Faustine zu, bot ihr den Arm und führte sie aus dem Saale. Vergeblich flüsterte sie fragend: „Was ist vorgefallen?“

Er stand ihr nicht eher Rede, bis er sie in den Wagen gehoben und die Thüre sich hinter ihnen geschlossen hatte. Dann ihre Hand ergreifend, sagte er weich:

„Faustine! Mein theures Weib! Fasse Dich! Eine unerwartete, eine traurige Nachricht wartet Dein.“

Sie erbleichte.

„Der König“ — stieß sie heraus — „ist krank?“

„Ist todt!“ ergänzte Hasse mit leiser Stimme, und legte beschwichtigend seinen Arm um sie und zog ihr Haupt an seine Brust.

Welch' ein Sturm der Gefühle mochte in dieser Minute das Herz seiner Gattin drängen? Einst und jetzt! Der Zauber jener Tage, wo sie an König August's Hof allmächtig war, und er mit seiner Pracht und seiner Herrschermiene zu ihren Füßen gelegen und jedes Winkes ihrer schönen Augen gewärtig gewesen, und jetzt!

Die Bilder jener Zeit zogen in glänzender Reihefolge an ihrem innern Sinn vorüber und ließen sie in



einer Minute ihr halbes Leben vor sich sehen. Doch der Schluß dieser Vision — der kalte Tod, griff um so eisiger dann an ihr Herz.

Die Musiker hatten indessen ihre Instrumente weggeräumt, die Sänger sich entfernt, und in dem weiten Saale herrschte Stille. Ein Jeder erfuhr schon im Hinausgehen, was sich zugetragen; wo es nicht Worte sagten, sprach es die bestürzte Miene der Diener, welche, in den Vorbereitungen zum Feste unterbrochen, nicht wußten was zu beginnen. Kaum eine Stunde war vergangen, und schon war es der ganzen Stadt bekannt, daß König August zu regieren aufgehört.

Und diese eine Stunde, sie zählte mehr, als viele Jahre in dem Leben der neuen Churfürstin von Sachsen.

Maria Antonia, im Begriffe ihrem königlichen Schwiegervater in die Probe zu folgen, sah ihre Schritte plötzlich gehemmt durch die Nachricht der Wendung seines Schicksals und des ihrigen. Damit zugleich empfing sie auch die Glückwünsche ihres Hofstaates.

Das kam zu plötzlich. Sie legte die Hand an die Stirne, als wolle sie sich fragen, ob es Wahrheit sei, ob nicht ein Traum sie täusche. Ihr Herz stand still, ein Schwindel wandelte sie an. Sie sank auf einen Stuhl, bedeckte ihr Gesicht und weinte stille Thränen. — Jetzt war sie frei! Oh, großes Wort. Jetzt war sie Herrscherin

in Sachsen. Jetzt kam der Lohn für die vielen, vielen Jahre, wo sie geduldet und getragen und sich gebeugt! — Gleich dem Gefangenen, dem plötzlich die Thüren seines Kerkers sich öffnen, so strahlte ihr die Zukunft entgegen. Dann faßte sie sich. Dem Tode durften ihre Gedanken nicht angehören, sondern dem Leben, das sie jetzt zum Handeln mächtig aufrief. Ein neuer Fürst tritt seine Regierung in der Minute an, wo sein Vorgänger zum letzten Male geathmet hat; hier galt also kein Pausiren.

Maria Antonia eilte daher zu ihrem Gatten, um mit ihm die nothwendigen Maßregeln zu berathen. Gewöhnt ihm zur Seite zu stehen, wollte sie in diesen gewichtigen Minuten ihm beweisen, was sie ihm sein könne. Es wurden nun sofort die Thore gesperrt, den Ministern und Collegien der Todesfall bekannt gemacht und Couriere an alle auswärtigen Höfe abgesandt — so feierte man den Geburtstag August's III.

Maria Antonia ergriff die Feder und schrieb in Eile an den König von Preußen:

„Dresden, den 5. October 1763.

„Sire!

„Eure Majestät haben mir so vielfache Versicherungen Ihrer Güte und Freundschaft gegeben, daß ich Sie an ihr Versprechen erinnern muß. Sie haben mir versichert, daß Sie mit Vergnügen beitragen würden,

uns Polen zu erhalten. Jetzt ist der Augenblick gekommen dies Versprechen zu erfüllen. Der König ist todt; mit ihm sind die Beschwerden Rußlands gehoben, und sind es um so mehr, weil wir willig Alles aufbieten werden, uns mit dieser Macht zu versöhnen. Sie vermögen Alles, wenn Sie wollen; Sie können diese Versöhnung zu Stande bringen. Sie können sie uns günstig stimmen. Sie dürfen nicht zögern, mir diesen Beweis einer Zuneigung zu geben, womit Sie mir bis jetzt geschmeichelt haben. Rußland kann es nicht mißbilligen, wenn Sie hier als Vermittler auftreten; mit unsern Absichten in Bezug auf Polen dürfen wir nicht zögern an den Tag zu treten, seit die Rücksichten für den verstorbenen König es nicht mehr erfordern. Wir treten mit Recht für unsere Sache auf. Ich begnüge mich Eure Majestät zu bitten, uns dabei zu unterstützen. Sie können es mit Erfolg thun, sobald Sie nur den Willen dazu haben. Ich setze mein Vertrauen in Sie, und hoffe zugleich, daß Sie nicht an der lebhaftesten Erkenntlichkeit zweifeln, mit welcher ich Ihnen, so lange ich lebe, zugethan sein werde."

Sie theilte dem Churprinzen sofort den Inhalt ihres Briefes mit und übergab ihn darauf ihrem Boten zur unverzüglichen Ueberlieferung. Es lag ihr Alles daran, Friedrich jetzt auf ihrer Seite zu wissen, um durch seine Mithülfe Königin von Polen zu werden. Nach Warschau

zu ziehen und dort die Krone auf ihr Haupt zu setzen, war der Traum, dessen Verwirklichung nun so nahe lag.

Kein Schlaf kam in ihr Auge, so sehr hatte der plötzliche Wechsel ihres Geschickes sie erregt. Wer aber noch weniger den Schlummer fand, das war Graf Brühl. Von der Leiche seines königlichen Freundes kommend, begleitete ihn der Gedanke an sein eigenes Lebensende, und den Kopf in die Hand gestützt, überließ er sich der Sorge, seine letzte Willensmeinung noch einmal sorgfältig zu prüfen.

Aber noch manches andere Auge fand in dieser Nacht des 6. October keinen Schlaf. Alle Jene, welche ihre Lebensstellung der Gnade eines Königs verdankten, sahen die Basis ihrer Existenz jetzt wanken, und zitterten vor der neuen Sonne, welche mit dem erwachenden Tage ihr verändertes Schicksal bescheinen sollte.

Das Land legte Trauer an und huldigte zugleich dem neuen Fürsten, mit dem Vertrauen auf eine durch ihn herbeizuführende bessere Zeit. Die Glocken aller Kirchen läuteten, von den Kanzeln herab wurde für die Seele des Verstorbenen gebetet, alle Lustbarkeiten waren hinausgeschoben und schwarzer Krepp an die Stelle der Farben getreten. Im Audienzsaale des königlichen Schlosses stand die Leiche ausgestellt.

Auf einem mit rothem Sammet mit goldenen

Franzen gezierten Paradebette lag August der Dritte, Churfürst von Sachsen und König von Polen, und nahm die letzten Huldigungen an.

Maria Antonia führte ihre sämmtlichen Kinder, gleich ihr in Schwarz gekleidet, an das Lager ihres Großvaters und ließ sie hier ein Bild der Nichtigkeit des Lebens sehen. Tiefes Schweigen herrschte in dem weiten, durch 24 silberne Gueridons erleuchteten Gemache, als die Fürstin eintrat. Angesichts des Todes scheut Jeder das Wort des Lebens auszusprechen, das die feierliche Stille unterbrechen könnte, welche mit heiligem Schweigen die kalte Hülle umgibt. Sie ließ die Kinder die erstarrte Hand des Geschiedenen berühren, die sie Alle so oft ehrfurchtsvoll an die Lippen geführt, damit sie sich bewußt würden, es sei kein warmes Leben mehr in diesem schön geschmückten Körper. „Er ruht nun aus," sagte sie ihnen, „und so werden auch wir einst ruhen, wenn wir genug gearbeitet."

Ihr ältester Sohn sah sie hierauf fragend an. Er war schon alt genug, um die Bedeutung des Sterbens zu verstehen, und tief prägte sich seiner jungen Seele das Bild dieses goldenen Paradebettes ein. Auch im Tode noch sollte hier der Schein bestehen, sollten diese neben der Leiche ausgestellten Orden die Person des Todten mit ihrem Glanze schmücken, sollten diese dienst-

thuenden Kammerherren das in einer silbernen Kapsel ruhende Herz ihres Herrn bewachen, nachdem es zu schlagen aufgehört.

Fürchterlich ist dieser Prunk im Sarge!

Wenige Tage darauf wurde die Leiche in die Gruft gesenkt.

Das Leben der Hauptstadt ging nun den gewöhnlichen Gang. August III. war nicht mehr, doch darum stand die Welt nicht still. Für Sachsen war ein neuer Morgen angebrochen. Der Churprinz und seine Gattin schritten ohne Verzug zu Reformen; nach allen Seiten hin wurde die Verwaltung neuen Gesetzen unterworfen. Die Finanzen ordnete Maria Antonia, und auch im Ministerrathe fand ihre Stimme, auf den Wunsch ihres Gatten, Geltung. Sie war jetzt ganz an ihrem Platze, und sie war glücklich.

Brühl aber, der stolze Graf von Brühl war seines Amtes mit höflichen Worten entsetzt. Hätte man das Volk gefragt, so wäre ihm ein anderes Schicksal zu Theil geworden; doch die Churfürstin ließ Gnade für Recht ergehen, denn sie wünschte seiner zu schonen.

So lange er auf diesen Schlag auch vorbereitet gewesen, so traf diese Ungnade den stolzen Mann doch jetzt zu plötzlich, und seine ohnehin durch die erst kürzlich überstandene Krankheit geschwächte Constitution erlag der

gewaltigen Gemüthsbewegung. Wenig Wochen darauf folgte er seinem königlichen Herrn in die Gruft nach.

Ganz Sachsen hatte den Tag seiner Entlassung als ein Freudenfest begangen, so konnte denn auch sein Tod Niemandem eine Thräne entlocken.

Um Mitternacht fuhr geheimnißvoll ein Wagen durch die Straßen Dresdens, gezogen von sechs Pferden, begleitet von einem Dienstpersonal mit Windlichtern — das war die Leiche des stolzen Brühl. Still ging es über die Brücke, durch die Neustadt zum Thore hinaus, ohne daß ein Laut sich regte, bis nach Forsta in der Lausitz, wo in der Familiengruft der Brühl die Geißel des armen Sachsenlandes ihre ewige Ruhestätte fand, unferne der Ruinen des prächtigen Schlosses, das Friedrich von Preußen, ihn zu strafen, angezündet—ein Monument der kleinen Rache eines großen Fürsten.

Maria Antonia erhielt indessen, inmitten dieser Vorgänge, eine Antwort von Friedrich von Preußen auf ihr letztes, an ihn gerichtetes Schreiben. Es lautete:

„Ich bitte und ich beschwöre Sie, Madame, nichts zu übereilen, wenn Sie nicht Europa noch einmal in einen Krieg stürzen wollen, dessen traurige Folgen es noch so drückend empfindet. Was mich betrifft, so habe ich seit dem Frieden so viele Arbeit im Innern meiner Staaten gefunden, daß ich darüber, ich kann es Ihnen

versichern, Madame, nicht an das Ausland zu denken vermocht."

Er rieth ihr dann eine Unterhandlung zu versuchen, und auf dem Wege der Güte und durch die Abtretung von Kurland die Kaiserin Catharine zu gewinnen zu suchen. Diesem Rathe fügte er noch die persönliche Bemerkung bei:

„Erlauben Sie mir, Madame, daß ich Ihnen mein aufrichtiges Compliment mache, wie Sie die ersten Schritte Ihrer Administration von Sachsen ruhmwürdig eingeleitet; es war Zeit, daß die Beherrscher dieses Landes an das Glück ihres Volkes dachten, und die Natur schuldete den Sachsen einen Prinzen wie den Churfürsten und eine Prinzessin von Ihren seltenen Verdiensten. Des Abends, Madame, wenn ich die Melodien Ihrer Opern singen höre, sage ich mir selbst: Diese seltene Frau gewährt nicht allein ihren Hörern Vergnügen, sondern verursacht auch das Glück derjenigen, über welche sie herrscht. Fahren Sie fort, Madame, diesen schönen, von Ihnen selbst eingeschlagenen Weg fortzuwandeln; ich bin ein Enthusiast in Bezug auf öffentliches Wohl, und ich gestehe es Ihnen, daß mein Herz sich aufschließt, wenn ich schöne Seelen finde, welche das Gute lieben und es so edel ausüben. Die Welt wird sich nun endlich überzeugen, daß die Talente nicht schädlich sind und daß nur

aufgeklärte Geister des Lebens wahrhaft würdige Handlungen ausführen können.

„Ich würde nicht zu Ende kommen, Madame, wollte ich Ihnen alle meine Gedanken über diesen Gegenstand aussprechen: so voll ist mein Geist davon. Aber Sie haben Geschäfte, und ich darf Sie nicht abziehen von der Ausführung der schönen Pläne, denen Sie nachsinnen. Rechnen Sie jedoch darauf, in mir einen Bewunderer zu besitzen, dem Sie sicher noch mannichfache Veranlassung geben werden, Ihnen seinen Beifall auszusprechen ꝛc.“

Leuchtenden Blickes durchflog Maria Antonia ein solches Schreiben des großen Friedrich. Seine Billigung zu verdienen, hätte sie schon mit gerechtem Stolze erfüllen können, wie vielmehr mußte der Ausdruck seiner warmen Bewunderung sie beglücken und erfreuen. Mit erneuertem Eifer widmete sie sich nach einem solchen Schreiben den oft ernsten, oft verdrießlichen Geschäften, welche eine ganz vernachläßigte Verwaltung ihr aufbürdete, ohne daß sie für den Moment die schnelle Hülfe zu bringen vermochte, welche ihrem Herzen Befriedigung gewesen sein würde.

Die zerrütteten Finanzen des Landes hatten den öffentlichen Credit geschwächt, den herzustellen eine der ersten Maßregeln der jungen Regentin war, woran sich eine allmälige Abtragung der ungeheuren Landesschulden

schloß. Dann wurde die Kunstakademie erweitert, der Porzellanmanufaktur ein neuer Sporn gegeben und der Industrie im allgemeinen ein aufmerksames Auge zugewandt. Immer aber genügten diese Einrichtungen nicht, um das Budget der Ausgaben und der Einnahmen auf eine gleiche Zahl hinaus zu bringen. Der Churprinz dachte also an Ersparungen, und auf diesem Punkte angelangt, mußte freilich Luxus und Vergnügen zuerst seinen Preis zahlen.

Die Oper wurde eingeschränkt, Hasse und Faustine mit einer Pension entlassen, und Sängerinnen und Tänzer erfuhren ein gleiches Loos. Mit ernster Besonnenheit wurden diese Einschränkungen vorgenommen, welchen das Publikum mit Ueberraschung und stiller Freude zusah. Ein neuer Geist war über Sachsen heraufgezogen, eine neue Luft wehte in Dresden, eine edle Humanität machte der Selbstsucht Platz und bahnte eine Zeit an, welche mit den Freiheitskämpfen in Amerika beginnen und in Paris mit dem Umsturz alles Bestehenden das Jahrhundert beschließen sollte.

Nur eine plötzliche Fluth überschwemmt die Ufer eines Flußes, während ein allmäliges Steigen der Wasser keine Gefahr bringt.

Maria Antonia fühlte jetzt die schönste Freude, die schönste Befriedigung, deren das Menschenherz theilhaftig

werden kann, in ihrem Wirken für das allgemeine Wohl. Was die Ausübung ihrer Talente und das viele ihr gespendete Lob ihr nicht gewährt, das wurde ihr auf diesem Wege ernster Pflicht zu Theil. Sie lernte die innere Brfriedigung kennen, welche jede ernste Arbeit als Lohn begleitet.

Doch kein Licht ohne Schatten. — Nicht ungetrübt sollten auch diese wenigen glücklichen Tage ihres Lebens für sie bleiben. — Indem sie mit der Vergangenheit brach, stieß sie in ihrer nächsten Nähe vielfach an. Die Prinzen ihres Hauses waren in diesem sybaritischen Luxus aufgewachsen, sie kannten kein anderes Métier der Prinzen, als ihre Zeit anständig zu tödten; sie glaubten in ihrer Residenz vor Langerweile sterben zu müssen, wenn dort der Lust die Pforten geschlossen würden.

Maria Antonia war jetzt Churfürstin, und darum lag es in ihrer Hand den Geschmack zu leiten. Unter ihren Verwandten galt sie für eine Gelehrte, eine Künstlerin, und jetzt nun gar setzte sie diesen Beschäftigungen eine noch ernstere Thätigkeit voran. Es gab am Hofe keine Feste und der tiefen Trauer wegen nicht einmal heitere Zusammenkünfte gab es mehr. Wäre nicht die Zeit der Jagd grade gewesen, so hätten die Prinzen einen Gähnkrampf bekommen müssen. Nun hetzten sie wenigstens zur Abwechslung einen Bären, und während

Maria Antonia an Friedrich von Preußen schrieb, liefen die Prinzessinnen Christine, Elisabeth, Kunigunde im Jägerhofe dem zottigen Nordländer nach, und lachten mit Prinz Xaver und Carl über seine saure Miene.

Die Schwierigkeiten Polen zu bewahren, mehrten sich mit jedem Tage. Der Churfürst Christian besaß den Ehrgeiz nicht, den Besitz dieser Krone mit dem Blute seiner Unterthanen bewahren zu wollen; er ließ sogar seine sächsischen Regimenter von dort zurückberufen, entschlossen, was ihm nicht durch freie Huldigung des Volkes werde, um keinen Preis mit Gewalt sich anzueignen. Diesem edlen, humanen Entschluße ihres Gatten gegenüber, konnte Maria Antonia für die Erfüllung ihres Wunsches nun keine andern Kräfte einsetzen, als die Künste ihrer eigenen Beredsamkeit und die Freundschaft des Königs von Preußen. Doch, wie dringend sie an Friedrich schrieb, so vermochte sie nicht ihn zu bewegen, sich eben so dringend für sie bei der Kaiserin Catharine zu verwenden! Sie war seine Bundesgenossin, ihr dankte er die glückliche Beendigung des Krieges, sie zu schonen war seine erste Pflicht, mit Rußland in gutem Einverständniß zu bleiben, seines Landes Politik. Darum, wie sehr auch Maria Antonia bat, und wie gern er ihr vielleicht willfährig gewesen, so konnte es doch auf keine andere Weise geschehen, als durch seinen Rath, auf Kurland zu ver-

zichten und durch einen geschickten Gesandten mit der Czarin wegen Polen zu unterhandeln.

Seufzend schlug die Churfürstin diesen langsamen Weg der Diplomatie ein, der ihr ein für ihre Ungeduld viel zu fernes Ziel zeigte. — Auch an den österreichischen Hof wandte sie sich, und erhielt von der Kaiserin ein eigenhändiges Schreiben mit den gütigsten Versicherungen ihres Antheils und dem besten Willen der Beihülfe; und dennoch fühlte Maria Antonia ihre Sorge sich steigern und eine ihr unerklärliche Unruhe trieb sie, das Schlimmste zu fürchten.

Viertes Capitel.

Gescheiterte Hoffnungen.

Wie jeder Baum eines besonderen Erdreiches bedarf, um darin seine Wurzeln zu treiben und mit den gewonnenen Säften Zweige aus seinem Stamme zu schießen und eine Krone zu bilden, so auch gehören für uns äußere Bedingungen dazu, um die in uns schlummernden Kräfte zu entwickeln und in ihrer Ausübung jene Befriedigung zu finden, welche das einzige wahre Glück ausmacht.

Maria Antonia hatte jetzt das Ziel erreicht, nach dem zu streben sie durch ihre Geburt und eben so sehr durch ihre geistige Befähigung berechtigt sein konnte. Sie begehrte zu herrschen, ein Verlangen, das sie mit Allen ihres Geschlechtes theilte; sei es im eigenen Hause, sei es über das Herz eines Mannes, sei es als Gattin, Mutter oder Geliebte — genug, die Frau will Gebieterin sein, wo auch immer sie auftritt; ihre Liebenswürdigkeit, gepaart mit der ihr eigenen List, sollen ihr die Fesseln schmieden helfen, mittelst deren sie, beglückend, das Loos der ihr Nahestehenden zu bestimmen wünscht.

Wie Jemand, dem eine große Last entnommen ist, schaute die junge Churfürstin umher und prüfte heitern Blickes ihre Umgebung, als ob jedes Gesicht ihr eine neue Miene zeige. Jener Druck war von ihr genommen, der während sechzehn langer Jahre so schwer auf ihr geruht. Niemand stand jetzt über ihr, Niemand neben ihr, der sich unterfangen durfte, ihr auf jedem Schritte zuzurufen: sie, als Fremde, sei nichts weiter als die Gattin ihres Mannes, und solle daran sich genügen lassen. Die Macht, welche ihr während der sieben schweren Kriegesjahre durch die Nothwendigkeit verliehen, hatte Brühl ihr bei seiner Rückkehr mit nie zuvor gezeigter Härte entzogen, und ihr war nichts übrig geblieben, als seinem Verfahren Schweigen entgegen zu setzen. Schwere

Kämpfe hatte sie dabei überstanden. Wo sie äußerlich lächelte, hatte ihr Herz oft schwer geblutet, wo sie sich scheinbar fügte, hatte ihr Selbstgefühl sich oft innerlich tief empört gefühlt.

Jetzt konnte sie endlich frei hervortreten mit ihren Meinungen und Ansichten, und auch ihre Persönlichkeit zur Geltung bringen; jetzt konnte sie Sachsen, Deutschland, ja die ganze Welt ihre Bedeutung erkennen lehren.

Ihr Auge leuchtete, wenn sie daran dachte, wie schön und reich von nun an ihr Leben sich entfalten, wie sie ihr Land zu neuem Wohlstand emporbringen und es durch seine Cultur und Civilisation zu einem Auge Deutschlands machen würde. Große Pläne entwickelten sich in ihrem Geiste, Pläne, deren Tragweite in kommende Jahrhunderte hinüberspielten, wo die von ihr erzogenen Söhne ihre Tugenden und Herrschergaben auf ihre Enkel übertragen sollten

Churfürst Christian ruhte wie gewöhnlich auch heute auf seiner Chaise-longue, die er nur selten verließ. Maria Antonia saß neben ihm, die Feder in der Hand, und zeichnete Bemerkungen auf über verschiedene von ihnen besprochene Angelegenheiten, welche sie morgen im Ministerrathe vortragen wollte.

Wohlwollen und weise Rücksicht für das Glück des ihnen von Gott anvertrauten Volkes athmete aus

allen ihren Anordnungen. Wohin sie blickten, fiel ihr Auge auf Mißbräuche, welche sich nicht ohne Opfer von ihrer Seite hinwegräumen ließen; denn das Amt des Reformators ist in allen Beziehungen ein schwieriges.

Zwei Monate der neuen Regierung hatten hingereicht, um die Bevölkerung Dresdens wie neu zu beleben. Ueberall regten sich jetzt fleißige Hände, Schutthaufen wurden aus dem Wege geräumt, aus dem alten Gemäuer erhoben sich neue Bauten, die flüchtig gewordenen Bewohner kehrten zurück, und wurden durch Vorschuß und mancherlei Begünstigungen ermuthigt zu Unternehmungen im Interesse eines Aufschwunges der Industrie. Wohin man hörte, vernahm man das Lob des neuen Churfürsten, und so oft Maria Antonia sich öffentlich zeigte, empfing man sie mit Beweisen des Dankes und der Liebe eines Volkes, für das sie so unermüdlich thätig wirkte.

Die alten Minister waren ihrer Aemter entsetzt, an ihre Stelle ließ man die Grafen Einsiedel und Flemming treten, eifrige Katholiken freilich, doch darum nicht minder einsichtsvolle Männer, auf deren Rechtlichkeit man bauen konnte. Die Religion sollte fernerhin keinen Unterschied bei der Besetzung von Staatsämtern ausmachen, die Confession nicht berücksichtigt werden, wenn das Verdienst keinem Zweifel unterliege. Maria Antonia und

ihr Gemahl waren entschlossen in diesem Bezug dem Beispiele Friedrich's II. zu folgen und ebenfalls den religiösen Ueberzeugungen keinen Zwang anzuthun. In ihrem Lande mußte freilich die katholische Religion dem Hofe verbleiben, und damit gleichsam dem Staate dienen; doch waren Beide zu einsichtsvoll und zu rechtlich, um einer lutherischen Bevölkerung, nur weil ihr Fürst aus politischen Zwecken seiner Religion ungetreu geworden, diesen Wechsel gleichfalls vorzuschreiben. Im Gegentheile erkannten sie, es sei ihren Unterthanen in gewissem Sinne ein Unrecht damit zugefügt worden, das man nach Kräften zu mildern suchen müsse. War ihre Kirche auch nach ihrer Ansicht die allein seligmachende und echte, so wollten sie den abtrünnigen Kindern doch überlassen, nach eigenem Ermessen ihr besseres Seelenheil zu suchen.

Durch die Entlassung des Opernpersonals, der Tänzer, Sänger und der Unmasse von Italienern und Franzosen, welche sich an den Hof August's III. gedrängt und Aemter aller Art bekleidet hatten, war die Zahl der Katholiken in Dresden bedeutend vermindert worden und in der Kirche sah es jetzt am Sonntage leer aus. Die Priester äußerten ihr Mißvergnügen, so vieler Beichtkinder entbehren zu müssen, und suchten den Prinzen und Prinzessinnen eine gleich üble Stimmung einzuflö-



ßen. Diesen lag ohnehin schon nicht an solchen Neuerungen. Sie hatten sich an das viele fremde abenteuerliche Volk gewöhnt und entbehrten ungern die bekannten Gesichter. Gleich ihrem Vater liebten sie das Fremde und fanden die Stadt verödet ohne diese vielen, stets auf den Straßen umherwandernden Müßiggänger.

Selbst ihren ältesten Sohn, Friedrich August, fand Maria Antonia durch solche Einflüsterungen eingenommen, und nicht schwer ward es ihr die Quelle zu entdecken, aus welcher dies Gift in seine junge Seele geflossen. Sie hatte dem Churfürsten in dieser traulichen Stunde mitgetheilt, was sie darüber in Erfahrung gebracht, und den Beichtvater ihres Sohnes, den Abbé Victor zu sich bescheiden lassen, um ihm, gemeinsam mit ihrem Gatten, ihr Mißvergnügen über sein Verhalten auszusprechen und ihn zugleich damit seines Amtes zu entsetzen.

Beide hegten gleiche Ansichten in Bezug auf die Erziehung ihres Sohnes, so wurden sie denn leicht über die zu nehmenden Maßregeln einig, und indem sie noch darüber sprachen, erschien die hohe Gestalt des jungen Priesters auch bereits in der Thüre des Gemaches, wohin das fürstliche Paar sich zurückgezogen. Unheimlich forschend ließ der Eintretende sein funkelndes, schwarzes Auge auf der Churfürstin ruhen, als wolle er in ihren Mienen

lesen, warum sie ihn gerufen. Was eine Ahnung ihm schon gesagt, sollte er dort bestätigt finden.

Nicht lange durfte er in Zweifel darüber bleiben, ob sein Bewußtsein ihn richtig belehrt.

Der Churfürst selbst nahm bei seinem Eintritte das Wort und drückte ihm sein Bedauern über die Täuschung des in ihn gesetzten Vertrauens aus. Der Abbé erbleichte. Mit Mühe nur sammelte er sich und versuchte eine Entschuldigung, die sich darauf fußte: man könne im Eifer für seinen Glauben nicht zu weit gehen. Der Churfürst unterbrach ihn hierauf mit kalter Ruhe.

„Der Zweck aller Religion," sagte er, „ist uns, die Pflichten gegen unsere Mitmenschen einzuprägen, und da rechnen wir als die erste und heiligste, die Ehrfurcht vor unsern Eltern. „Ehre Deinen Vater und Deine Mutter," lehrte schon das mosaische Gesetz. Ich wünsche nicht, mein Herr Abbé, daß der Churprinz von Ihnen lerne unsere Regierungsmaßregeln zu mißbilligen. Wir legen daher seine Erziehung von heute an in eine andere Hand und bitten Sie sich als entlassen zu betrachten. Der Freiherr von Forell wird Ihre Stelle ersetzen und schon morgen sein neues Amt antreten."

Das hatte der Priester nicht erwartet. Eine Minute lang verharrte er betroffen vor diesem Ausspruche. Dann blitzte es in seinen schwarzen Augen unheimlich

auf, wie nach Rache. Sich jedoch fassend, sagte er mit mühsam gewonnener Ruhe:

„Eure Königliche Hoheit bedenken nicht, wie viel Aufsehen ein solcher Schritt erregen und wie vielen Mißdeutungen er Sie aussetzen wird, da man ohnehin nicht die stärkste Meinung von Ihrem Glaubenseifer hat. Ich rathe Ihnen daher in Ihrem Interesse ihn zurück zu nehmen."

„Ich danke Ihnen," erwiderte der Churprinz kalt. „Ich bin nicht gewohnt, meine Entschlüsse zu ändern, weil sie mißdeutet werden können, und was ich mit meiner Gemahlin reiflich erwogen und als das Beste für unsern Sohn erkannt, dürfen wir nicht aus persönlicher Feigheit eingestellt sein lassen. Leben Sie daher wohl, Abbé Victor!"

„Sie werden es bereuen," murmelte der Priester Wuth schäumend, als er das Gemach verließ.

Der Churprinz seufzte. „Das nennt man einen Diener Gottes!" sagte er traurig. „Von einem solchen Manne sollte unser Sohn lernen, sich selbst zu bezwingen, um einst über Andere herrschen zu können. Ich fürchte, er ist schon länger in seinen Händen gewesen, wie ihm gut ist, und die böse Saat, welche er in sein Herz gestreut, kann uns noch vielen Kummer bereiten."

„Friedrich August ist noch zu jung, um durch dieses

Priesters lockere Sitten in seinem Glauben gestört zu sein," versetzte Maria Antonia beruhigend, „und des Freiherrn von Burgstorff Instructionen lauten, ihn nie aus seinen Augen zu lassen. — Diese Maßregel ist um so nöthiger, so lange Victor noch in Dresden weilt, und wo er gewiß jede Gelegenheit ergreifen würde, sich an den Churprinzen zu drängen."

„Kann er das nicht, so bleibt ihm doch das Ohr der übrigen Prinzen," erwiderte ihr Gatte kopfschüttelnd.

„Mag er dort seine Galle ausschütten," sagte Maria Antonia wegwerfend, „das trifft uns nicht, wie in dem eigenen Kinde. Mögen Deine Geschwister mich tadeln, mich verleumden und schließlich eine Ketzerin aus mir machen, wenn Du nur an mich glaubst, wenn meine Söhne mich nur lieben, wenn mir nur ein Freund, wie der große Fritz bleibt, und ich mit meinem Thun und Lassen einst an die Nachwelt und mit ihr an die Geschichte appelliren kann, so kümmert mich das wenig."

„Arme Antonia!" sagte ihr Gatte, ihr die Hand reichend, und sah sie weich und traurig an.

„Warum arm? Warum mich bedauern, wo ich nun am Ziele meiner Wünsche stehe?" fragte sie verwundert.

„Ich dachte nur — es durchkreuzte mich plötzlich der Gedanke — wie schutzlos Du allen diesen Pfeilen bloß-

gestellt sein würdest, wenn Gott mich von Dir riefe," erwiderte er zögernd.

„Das verhüte der Himmel!" rief die Churfürstin entsetzt, und erhob wie abwährend ihre Hand, als könne sie einem solchen Worte kein Gehör schenken.

Ihr Gatte schwieg, doch hob unmerklich ein Seufzer seine Brust. Das Leben lastete heute so schwer auf ihm. Noch nie zuvor hatte er sich von dessen Bürde so niedergedrückt gefunden, noch nie das Auge mit dem Wunsche gesenkt, daß es sich nimmer wieder öffnen möge. Und doch lag keine äußere Ursache vor, um diese muthlose Niedergeschlagenheit zu rechtfertigen. Was fehlte ihm, um sich der Gegenwart zu erfreuen, so weit ihm Freude möglich war? Als Fürst, als Gatte und als Vater hatte ihn das Schicksal reich gesegnet. Die talentvollste Frau ihrer Zeit, die bewundertste Fürstin Europas, war die Gefährtin auf seiner Lebensbahn, ihr Geist und ihr Herz boten ihm Ersatz für manche kleine Entbehrungen, welche seine körperliche Schwäche ihm auferlegte, ihre Liebe that seinem Selbstgefühle wohl und versöhnte ihn gewissermaßen mit seinem Geschicke. Söhne und Töchter wuchsen ihm hoffnungsvoll heran, sein Land sah mit Vertrauen auf seine Regierung, die Zukunft lag vor ihm, geschmückt mit der Aussicht auf erfüllte Wünsche, und wenn er sich fragte, wovor ihm bange, was ihn so zag=

haft stimme, so konnte er die Antwort darauf nicht finden.

Und dennoch blieb ihm das Gefühl dieser Muthlosigkeit und eine nicht zu bekämpfende düstere Stimmung.

Wer von uns hätte nicht in seinem Leben ähnliche Tage gekannt!

Seine Gattin sollte am folgenden Morgen seine Stelle im Ministerrathe vertreten, und mit den Vorbereitungen beschäftigt, entging ihr die umwölkte Stirne des Churfürsten. Sie hatte ja keine Ahnung von seinen bösen Träumen, sie wähnte ihn leidend wie immer und vermuthete keine Vermehrung seiner körperlichen Uebel.

Sie hatte überdies heute so manchen ernsten Gedanken nachzuhängen, welche ihr Auge nach Innen lenkten und sie, was um sie vorging, übersehen ließen. Sie wünschte gemischte Ehen im Lande gestattet zu sehen, um auf diese Weise die gute Stimmung unter den Katholiken zu erhalten und die Sittlichkeit zu befördern; denn sie wußte wohl, daß, wenn die Leidenschaft spräche, die Religion nicht mehr gefragt werde, und ihr Nein nur dazu führe, ihre Gesetze zu übertreten und in unerlaubten Banden ein halbes Glück zu suchen.

Um auch von ihrer Seite zu beweisen, wie ernst es ihr damit sei, in ihren Unterthanen die eigene Ueberzeu-

gung in Bezug auf den Glauben zu ehren, wollte sie jetzt vier Ehrendamen der lutherischen Religion wählen und anordnen, daß diese sie, abwechselnd mit den übrigen, wenn der Dienst es fordere, in die katholische Kirche begleiteten; denn, wo man denselben Gott verehre, da komme es auf das Wie? nicht an, so lange man nur eifrig in seinem Dienste sei, deutete sie ihnen an.

Was Lessing in seinem Natan den Weisen am Ende des Jahrhunderts durch die Poesie zu beweisen suchte, das hatten Friedrich der Große und Maria Antonia schon thatsächlich angebahnt.

So vielfach die Zeit der Churfürstin nun auch durch diese Regierungssorgen in Anspruch genommen war, denen sie noch eine strenge Ueberwachung des Unterrichtes ihrer Kinder zufügte, so vergaß sie darüber nicht dem Geschicke einzelner Personen, denen sie ihre Gunst zugesichert, ihre fernere Aufmerksamkeit zu schenken, und so geschah es denn, daß gleich nach dem Absterben König August's ihre Gedanken darauf gerichtet gewesen, dem jungen Musiker Neumann eine Stellung zu sichern. Sie hatte dessen alte Mutter, die Kuchenfrau in Blasewitz, nicht außer Acht gelassen, manch' schönes, ermuthigendes Wort von ihr war der alten Frau zugekommen, um deren Herz mit Stolz zu füllen. Ihr Sohn, dachte sie, müße doch ein großer und bedeutender Mann sein, um

seiner alten Mutter aus fürstlichem Munde so freundliche Aeußerungen zu verdienen, und mit Thränen dankte sie dem Himmel für dieses unverdiente, große Glück.

Jetzt erschien einmal wieder ein Bote aus der Residenz, um sie zu der Frau Churfürstin zu bescheiden. Mit vielen höflichen Verbeugungen wurde der stattliche Mann in die bescheidene Hütte geführt und mit dem besten Kuchen bewirthet; dann aber, als die Frau ihn mit tiefen Knixen entlassen, fertigte sie eiligst einen neuen, noch köstlicheren Vorrath ihres Gebäckes an, legte ihn sauber in ihren Korb und trat darauf in der Frühe des nächsten Morgens den ihr jetzt schon wohlbekannten Weg in das churfürstliche Palais zu ihrer hohen Gönnerin an.

Sie hatte die Frau Churfürstin schon so häufig gesprochen, daß sie sich gar nicht mehr vor ihr fürchtete, und alle Diener kannten die Kuchenfrau auch schon so genau, daß jeder bereitwillig ihr Führer sein wollte.

Doch ach! ihre hohe Gönnerin hatte ihre alte Wohnung ja verlassen und war in das Schloß gezogen, seit sie sie nicht gesehen; sie wohnte jetzt, wo sonst der hochselige König Majestät gewohnt, und in dem weitläufigen Gebäude, mit seinen alten Thürmen, Wendeltreppen und langen Gängen hätte sie sich nimmermehr

zurecht gefunden, wenn nicht auch hier ein freundlicher Führer sich ihrer angenommen.

Die Kuchenfrau von Blasewitz hatte sich hier kaum als die Mutter ihres Fritz, der in Rom studire, zu erkennen gegeben, so sprang auch schon ein hübscher Knabe herbei und führte sie gefällig bis an die Thüre des innersten Gemaches der Churfürstin, um sie bei dieser anzumelden. Alle Diener traten vor dem kleinen Herrn zurück und ließen ihn gewähren; der Kuchenfrau aber wollte sein Benehmen etwas vorwitzig erscheinen und sie versuchte es verschiedene Male, ihn zurück zu halten: „Musje!“ rief sie ihm nach, „hören Sie, mein kleiner Musje! Das geht hier nicht so an. Hier muß man hübsch sachte und bescheiden einhergehen. Sie thun ja grad, als wären Sie hier zu Haus! Lassen Sie doch einen von den Herren mich anmelden. Es wird doch passender und schicklicher aussehen, als wenn so ein kleiner Bub da vor mir hereinläuft!“ — Allein er lachte nur und ließ sich nicht beirren. Ein älterer Herr, der ihm gefolgt, hatte aus der Ferne dieser Scene zugesehen.

„Wenn die Frau Churfürstin nur nicht böse wird!“ wandte sie sich jetzt an diesen. „Hören Sie, lieber gnädiger Herr, Sie könnten mir einen rechten Gefallen thun, wenn Sie den kleinen Musje aufhalten wollten. Es paßt sich doch gar nicht, in diesen glatten Zimmern so zu stapfen.“

Er erwiderte beruhigend:

„Gehe Sie immerhin mit dem kleinen Musje, liebe Frau! Er wird es schon bei der Frau Churprinzessin vertreten, daß er Sie selbst hierher gebracht. Sie hat es gerne, wenn ihre Kinder artig gegen Fremde sind."

„Ihre Kinder!" rief die Frau erschreckt. „So war der kleine Herr ein Prinz! Ach! Lieber gnädiger Herr, dann legen Sie doch ein Wörtchen für mich ein, daß ich ihn so hart angefahren und ihm seine schlechte Manier vorgeworfen; ich wußte ja nicht, daß der kleine Musje hier in seiner Mutter Hause sei."

Indessen hatte sich die Thüre nach dem Gemache der Churfürstin weit geöffnet, und in ihr erschien Maria Antonia, von dem Geräusche angelockt, jetzt selbst.

„Was hält Sie hier so lange auf, warum kommt Sie nicht näher?" fragte sie freundlich und nickte der Frau einen freundlichen guten Morgen zu. „Ich habe gute Botschaft!" fuhr sie heiter fort. „Schreibe Sie Ihrem Sohne, daß er nach Dresden kommen möge, wo wir ihn zu unserm Kirchencompositeur ernennen und ihm einen Jahrgehalt von 240 Rthrn. aussetzen. Wenn er etwas gelernt hat, so geben wir ihm damit die Gelegenheit, Ehre einzulegen und unsere Mühe zu belohnen."

„Jesus Maria!" rief die Frau, und vor Schreck wäre der Korb ihrer Hand entfallen, wenn nicht der

kleine Musje zugesprungen, um die kostbaren Kuchen zu retten. „Wie wird mein Fritz es aushalten, wenn er erfährt, wie viel Freude er seiner alten Mutter bereitet. Mein Sohn im Dienste der Frau Churfürstin und ein so großer Mann!“

Dicke Thränen perlten ihr dabei über die Wangen, und um ihrer Rührung Herr zu werden, sank sie in die Knie und küßte den Saum des Kleides ihrer Beschützerin.

„Gute Kinder sind ein großer Segen,“ sagte Maria Antonia gerührt, und blickte dabei theilnehmend auf die Frau zu ihren Füßen, welche in dieser Minute des höchsten Glückes genoß, das dem Weibe als Mutter zu Theil werden kann; „der Segen der Eltern baut ja den Kindern Häuser. Bete Sie für mich, liebe Frau, daß ich an meinen Kindern erleben möge, was Sie heute an Ihrem Sohne beglückt, daß er mein Herz mit Stolz erfülle.“

Sie legte dabei die Hand wie segnend auf ihres Knaben Haupt.

„Es ist doch ein schönes Vorrecht, mit einem Worte, wie durch Zauberschlag, die Thränen der Freude einem menschlichen Auge entlocken zu können,“ sagte sie zu ihrem Sohne, während sie, nachdem die Kuchenfrau sich entfernt, mit ihm in die Gemächer des Churfürsten trat, um ihm das Gebäck zu bringen, welches Dank und Segensgebet aus gutem, frommen Herzen gewürzt. „Gott

hat eine große Verantwortung in unsere Hand gelegt, indem er uns die Macht verliehen, die ungleichen Menschenloose ebnen, und durch Güte ausgleichen zu dürfen, was die Gerechtigkeit oft zu strenge bestimmt."

„Das heißt das Gesetz umgehen wollen," sagte der Knabe scharf. „Die römische Kaisergeschichte hat mich belehrt, daß nur die eherne Gerechtigkeit ein Volk sittlich erziehen kann; mir gefällt die strenge Tugend, welche nichts zu bewegen vermag, ihren Pfad zu verlassen. Wie groß war Rom, so lange es noch solche Männer hatte. Mit den Griechen und ihrem Cultus des Schönen verweichlichte es."

Ein schmerzlicher Zug flog bei diesen Worten des Knaben über das Angesicht seiner Mutter.

„Wir wollen über den Punkt heute nicht streiten, mein Sohn," sagte sie, ihre unangenehme Empfindung unterdrückend. „Wir haben das schon oft besprochen und werden uns darüber nicht einigen können, bis Du einige Jahre älter geworden bist und dieser Enthusiasmus für der Römer strenge Sitten einer milderen Beurtheilung des Griechenthumes gewichen ist. Auch das Mittelalter war starr, hart und rauh, wie jene; unsere alten Ritter glichen in vielen Stücken den Erbauern des Capitols. Krieg war damals das Losungswort und Kraft der einzige Vorzug des Mannes vor dem Manne. Jene Zeit

ist ein überwundener Standpunkt. Die Civilisation und mit ihr der Fortschritt der Cultur machen andere Anforderungen an Fürsten und an Völker, und jetzt ist nur noch der Prinz wahrhaft ausgezeichnet, unter dem die Künste blühen."

Das klare Auge des Knaben schaute bei diesen Worten fragend und mißbilligend zu ihr auf. Sie schien diese stumme Erwiderung zu verstehen.

„Ich weiß, was Du sagen willst," fuhr sie fort; „Du meinst, Dein Großvater habe diesen Weg eingeschlagen und damit sein Land zu Grunde gerichtet. Dazu haben aber auch unglückliche Zeitverhältnisse das ihrige beigetragen. Doch will ich ihn damit noch keineswegs entschuldigen. Auch wäre er nicht so weit darin gegangen, wenn seine unglückliche Trägheit ihn nicht abgehalten hätte, selbst zu prüfen, selbst nachzusehen, ob die Finanzen seines Landes seinen Ausgaben entsprächen. Seine Vorliebe für die Künste aber ist es sicher nicht, was die Schuld trägt; diese hat Sachsen, trotz seiner Schuldenlast, groß gemacht. Was wäre dies kleine Churfürstenthum in der Reihe der deutschen Staaten ohne den Glanz seines Kunstlebens? Was wäre Dresden, was wäre unser Hof ohne die unermeßlichen Schätze, welche wir hier aufgehäuft, so daß es einem zweiten Athen zu vergleichen ist? — Sind wir etwas, so sind wir es dennoch durch eben diese Fürsten,

welche so rücksichtslos verschwendet. Wir müssen nun wieder einzubringen suchen, was sie dem Volke entzogen, und dann erst wird die ganze Wohlthat dessen fühlbar werden, was sie durch ihren Geschmack und durch das hier geweckte Kunstleben für ihr Land gewirkt."

Der Knabe hatte ihr zugehört, doch ohne überzeugt zu werden durch das, was sie so warm ihm vorstellte.

„Nero liebte auch die Künste und übte sie sogar auch selbst," sagte er halbleise, als scheue er sich fast das Wort auszusprechen.

„Nero!" erwiderte seine Mutter fast ungeduldig, und man merkte es ihr an, wie schwer es ihr ward, ihren Unmuth nicht auszulassen. „Nero war ein Heide und ein Barbar! Suche doch Deine Muster nicht immer in einer gar zu fernen Vergangenheit! Schaue um Dich. Blicke auf Friedrich von Preußen und Deinen kaiserlichen Vetter von Oesterreich. Welche einsichtsvolle Fürsten sind das und dabei wie kunstliebend zugleich!"

„Sie machen mir Beide zu viel Musik, das paßt sich nicht für Könige, es schadet ihrer Würde," erwiderte der Knabe scharf. „Wenn ich mir Friedrich von Preußen mit der Flöte denke, dann ist er mir gleich ganz zuwider. Ich finde es nicht männlich, solche Dinge zu treiben. Man sollte das den Frauen überlassen."

„Du machst einen zu großen Unterschied in dem Be-

zug zwischen beiden Geschlechtern," erwiderte Maria Antonia, und ein eigenes Zucken der Lippen begleitete diese Worte. „Du mußt Deinen Onkeln nicht Alles glauben, was sie Dir darüber einreden. Menschen sind wir Alle und haben gleiche Berechtigung uns menschlich zu entwickeln und nach höchster Vollendung zu streben, ob Mann oder Frau."

Sie waren damit an die Thüre des Wohngemaches des Churfürsten gelangt, und einen Blick auf die große, französische Wanduhr werfend, entdeckte Maria Antonia, daß die Stunde gekommen sei, wo sie dem Ministerrathe beiwohnen müsse; sie trug ihrem Sohne daher auf, ihren Gatten so lange zu unterhalten, der sich ohnehin nicht ganz wohl fühle und trübe gestimmt sein Canapé noch nicht verlassen hatte.

„Es wird Deinen Vater freuen, zu hören, daß Du die Frau Neumann zu mir geführt," sagte sie noch im Weggehen; „denn er hat es gerne, wenn Du die Menschen liebst und Dich ihnen freundlich erweisest. Er hat leider nie so wie Du von seinen Füßen Gebrauch machen können, und auch nie der Freiheit genossen, die wir Dir gestatten; um so mehr interessirt es ihn jetzt, Deine Jugend mit Dir zu durchleben und mit Dir zu genießen, was ihm selbst nie zu Theil werden sollte. Adieu, mon fils!"

Sie küßte ihn auf die Stirne und entfernte sich dann rasch, um ihren Pflichten zu genügen.

Viel beschäftigt, wie sie war, vergaß sie sich selbst über den Anforderungen des Tages. Rasch flogen die Stunden an ihr vorüber, und kaum erhaschte sie einige Minuten, um dem Churprinzen, der heute nicht bei Tafel erscheinen konnte, Bericht über das Vorgefallene abzustatten. Sie fand seine Stimmung noch gedrückter, als am Tage zuvor, und versuchte ihre ganze Beredtsamkeit, um ihn zu zerstreuen und aufzurichten. Er bat sie endlich, allein sein zu dürfen; er wolle ruhen, und morgen würde er sich sicher schon besser befinden. Sie willfahrte seinem Wunsche. Als sie das Zimmer verließ, blickte sie noch einmal zurück. Da war es ihr, als schimmere in seinem Auge eine Thräne. — „Mein Gott!“ rief es in ihr, „was ist denn das? Warum dies Bangen, als ob ich ihn zum letzten Male gesehen?“ — Sie wollte sich zurückwenden; dann sagte sie sich wieder, daß sie durch solche ängstliche Sorge seine Hypochondrie nur noch mehr nähren würde. Seine sitzende Lebensweise trieb ihm das Blut zum Kopfe. Er mußte wieder zu reiten anfangen. Armer Mann! — Wie bedauerte sie ihn, nicht so thätig sein zu können, wie sie es war.

Müde zum Umfallen erreichte sie ihr Schlafgemach und ließ sich auskleiden. Sie schlief so fest, daß kein

Traumgesicht sie störte, und doch — wurde es nicht plötzlich helle um sie, wurden nicht Stimmen hörbar, rief man sie nicht und forderte laut und wiederholt, daß sie erwache? — Nein, nein, das war kein Traum, das war Wirklichkeit! —

Sie öffnete mühsam die schweren Lider. Geblendet von dem ihr begegnenden Lichte, sah sie nicht gleich, wer im Zimmer sei.

„Bianconi!“ rief sie endlich, wie mit einem leisen Angstschrei, und fuhr im Bette empor. „Er hier, zu dieser Stunde? Was bedeutet das?“

Die Antwort erfolgte nicht gleich, aber ihr ahnendes Herz hatte sie ihr bereits ertheilt.

„Mein Gott! mein Gott!“ stammelte sie nur angstvoll vor sich hin, während sie dem Arzte durch die dunkeln Gemächer in das Cabinet folgte, wo sich ihr Gatte befand.

Es war eine düster schaurige Nacht. Der Sturm rüttelte an den Fenstern, Schneegestöber schlug zu Eis gefroren dagegen, die Thüren knarrten wie von selbst; vom Thurme schlug unheimlich die erste Stunde. Fester zog sie das in der Eile übergeworfene Morgenkleid um ihre Taille zusammen, dem schaurigen Frösteln zu wehren, das sie durchzitterte. Sie sprach nicht, sie fragte nicht; sie eilte nur ihren Führern voran, und trat jetzt



durch die vor ihr geöffnete Thüre in das halbdunkle Gemach, wo eine Gruppe von Männern, bleich und ängstlich flüsternd, das Lager ihres Gatten umstanden. Raschen Schrittes trat sie unter sie und machte sich Bahn. Sterbend ruhte der Churfürst in den Armen seines Kammerdieners, sterbend — ohne einen letzten Blick für sie, die auf ihn das ganze Glück ihrer Zukunft gebaut.

Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen, sein Auge war schon gebrochen, seine Hand erwiderte den Druck der ihrigen nicht mehr.

Vor dieser entsetzlichen Ueberzeugung brach sie ohnmächtig zusammen.

Man trug sie in ihre Gemächer zurück und bemühte sich die entflohenen Lebensgeister zurückzurufen; aber zu welchem Erwachen! Arme, bedauernswerthe Frau! Um den Schiffbruch aller ihrer Lebenshoffnungen zu erfahren!

Mit irren Blicken schaute sie um sich. Schwarz lag ihre Vergangenheit vor ihr und schwarz ihre Zukunft. Warum hatte das Schicksal grade sie dazu ersehen, so schwer geprüft zu werden, warum mußte es grade ihr nicht einen Wunsch gewähren? — Ihre Jugend, mit wie vielen unerfüllten Wünschen hatte sie sich nicht getragen! Mit ihrem Vater, dem wandernden Kaiser, was

hatte sie nicht Alles erlebt! — Stolz, ehrgeizig, suchte sie durch Geist und Talent den Platz zu erobern, nach dem sie geizte und den ihr unschönes Aeußere ihr nicht gewinnen half. Froh war sie daher gewesen, einem Churprinzen von Sachsen ihre Hand reichen zu können, und hatte seiner körperlichen Gebrechen wenig geachtet, sobald sie ihn nur nicht hinderten Regent seines Landes zu sein. Sechzehn lange Jahre waren verstrichen, seit sie ihn zuerst gesehen und sich überwunden, die Gefährtin eines Krüppels zu werden, und heute konnte sie sich vor Gott und ihrem Gewissen sagen, daß sie ihn glücklich gemacht und ihn nie hatte empfinden lassen, wie schwer ihr lebhaftes Temperament an dieser Fessel trage. Sechzehn lange Jahre hatte sie in Geduld geharrt, auf den Augenblick hoffend, wo sie, die Regentin dieses Landes, einer ersehnten Freiheit genießen würde; sechzehn lange Jahre hatte sie die größte Selbstverleugnung geübt, war sie zurückgetreten, wo sie zu handeln sich so mächtig berufen fühlte, hatte sie, um die Eifersucht eines Brühl nicht zu reizen, sich an dem Hofe ihres Schwiegervaters dem Willen seines allmächtigen Ministers untergeordnet. Sechzehn lange Jahre! Und nun, wozu? — wozu? Um zwei Monate lang aufzuathmen in dem Gefühl der schwer errungenen Freiheit, und dann Alles einzubüßen — Alles, Alles!

Muthlos vergrub sie sich in ihre Kissen und ließ

den Tag in ihre Gemächer nicht ein. Sie wollte Niemanden sehen, verschloß Allen ihre Thüre, in dem Bedürfnisse, mit sich und ihrem Schmerze allein zu sein. — Keine Speise kam über ihre Lippen. Das Leben in ihr stand still; es war für sie nun Alles, Alles vorbei, der Traum war ausgeträumt, ihrem Ehrgeize jeder Weg beschnitten, sie hatte zu sein aufgehört, indem sie das nicht sein, nicht leisten durfte, wonach sie mit allen Kräften ihrer Seele gestrebt, wofür sie gebetet, wofür sie gerungen, eine Mutter ihres Landes, eine große, weise Regentin zu sein, deren Thaten die Geschichte verzeichne, ein weiblicher Friedrich der Große, eine berühmte Frau — das war ihr Ziel gewesen. — Und nun?

Mühsam nur erweckte man sie aus dieser Lethargie, welche ihrem Geistesleben Gefahr zu bringen drohte. Ihre Kinder erschienen vor ihrem Lager. Als sie die kleine Schaar erblickte, da regte sich der Pulsschlag ihres Herzens wieder und Thränen entstürzten ihren Augen, heiße Thränen, welche die bittern Empfindungen besänftigten und eine milde Wehmuth in ihre Brust einziehen ließen. Sollte sie diese armen Wesen zu Waisen machen? Nahm sie nicht, als sie ihnen das Leben gab, auch die Verpflichtung ihres Glückes, ihrer Zukunft auf sich, und diese Verpflichtung, blieb sie ihr nicht trotz der gescheiterten Hoffnungen? Ihr ältester Sohn, Friedrich

August, der nun in wenigen Jahren, so jung, dieses Land beherrschen sollte, wie wichtig war für ihn der weise Rath der Mutter, um seine ersten Schritte zu leiten! Wie wichtig war es nicht auch, seine Erziehung bis dahin in den Händen jener verdienstvollen Männer zu lassen, die sie mit ihrem Gatten gemeinsam auserwählt, und ihn dem Einfluße seiner Onkel möglichst ferne zu halten. Ja, sie fühlte es, eine ernste Pflicht blieb ihr noch auf Erden zu erfüllen, sie mußte ihrem theuren Sachsen, das sie selbst nun nicht beherrschen und durch ihre Weisheit beglücken sollte, seinen künftigen Regenten heranbilden und ihn lehren, durch seine Tugenden die Schwächen seiner Voreltern zu verdecken.

Diese große und schöne Aufgabe zu lösen war auch noch eines Lebens werth.

Fünftes Capitel.

Die Witwe.

Es gibt Abschnitte im Menschenleben, die uns innerlich auf solche Weise reifen, daß wir mit unserer

Vergangenheit in gewissem Sinne brechen müssen, das, was wir einst erstrebt gewünscht, für uns seine Bedeutung verloren hat und wir ihm nachschauen, wie etwa dem Gebilde eines Traumes, das auch im Wachen noch unserem Auge folgt.

Aeußerlich dieselbe, doch innerlich eine andere geworden, trat Maria Antonia, in tiefe Witwentrauer gehüllt, aus ihren Gemächern hervor und empfing die Condolenzbesuche des Hofes und der fremden Gesandten. Sie wechselte Worte mit ihnen, welche das Ceremoniel dictirte, von denen das Herz jedoch nichts wußte. Jene verstanden so wenig ihren Schmerz, wie sie ihnen zeigen konnte, durfte, oder wollte, wie tief zerstört es in ihrem Innern aussah. Sie fühlte sich plötzlich so alt geworden, als ob das Leben hinter ihr liege.

Prinz Xaver, der älteste Bruder ihres Gatten, war zum Administrator des Landes während der Minderjährigkeit des Churprinzen ernannt, und Maria Antonia, als Mutter ihres Sohnes und seine natürliche Vormünderin, wurde ihm an die Seite gesetzt, um, wie bisher unter Churfürst Christian, im Ministerrathe Sitz und Stimme zu haben. Sie hatte ihr Talent als Regentin und wohlmeinende Landesfürstin bereits bewiesen; darum auch war es der Antrag der Minister, daß sie in ihrer

Stellung beharren möge, und Sachsen zollte dieser Anordnung seinen ganzen Beifall.

Ein Anderes war es damit in der eigenen Familie. Hier wollte Jeder jetzt ein Wörtchen mitzureden haben, hier wurde Maria Antonia, als Witwe, sogleich zu einer Fremden. Wie früher unter König August des III. Regierung, sollten nunmehr die Wünsche der fürstlichen Familie kein Hinderniß erfahren, und so oft sie einen vernünftigen Einwand gegen ein unvernünftiges Begehren aufstellte, ermüdete man ihr Ohr mit Tadel, Klagen und Vorwürfen.

Sie schrieb darüber an ihren Schwager, den Prinzen Albert von Sachsen-Tetschen, der mit einer Tochter von Maria Theresia vermählt war und ihr stets viel Vertrauen und eine besondere Vorliebe bewiesen hatte; sie bat ihn, wenn es ihm irgend möglich sei, nach Dresden zu kommen und den Vermittler und Friedensstifter zu machen; sie theilte ihm die Schwierigkeiten ihrer Lage mit und forderte ihn auf, ihr seinen Beistand zu leihen.

Er kam auch sogleich und verweilte vierzehn Tage bei ihr; doch wo hätten Vernunftsgründe je kleinliche Leidenschaften zu beschwichtigen vermocht? Jeder hatte hier eine andere Klage zu führen. Prinz Carl war unzufrieden mit Maria Antonia, weil sie ihrem Sohne Polen zu erhalten wünschte und Kurland für ihn als

vollständig verloren betrachtete. Obgleich sie vollkommen recht darin hatte, das Wiedergewinnen dieses Herzogthums für unmöglich zu halten, so glaubte er ihr nicht, weil es seinen Wünschen widersprach. Die Prinzessin Elisabeth behauptete, Maria Antonia habe hinter ihrem Rücken geäußert, daß sie eine sehr oberflächliche Person sei, und weil dieser Tadel eine Wahrheit enthielt, konnte sie ihn nicht verschmerzen. Auf diese Weise hatte jedes Mitglied des Familienkreises eine andere Klage aufzustellen, und so oft es dem Prinzen von Sachsen-Tetschen gelang, den Einzelnen zu besänftigen, so fiel dieser doch wieder in seine vorige Mißstimmung zurück, sobald er mit einem Gleichgesinnten zusammentraf.

Unverrichteter Sache verließ der Prinz endlich diesen wenig behaglichen Familienkreis, seiner Schwägerin sein aufrichtiges Bedauern zurücklassend.

„Wo man nichts ändern kann, muß man das Unvermeidliche tragen, so gut man es vermag,“ dachte Maria Antonia, und suchte die kleinlichen Streitigkeiten über den großen Angelegenheiten zu vergessen, die sie jetzt mit ganzem Ernst verfolgte. Es gab unendlich viel zu thun, um das Budget der Ausgabe und der Einnahme befriedigend zu gestalten, und da sie die Finanzen zu verbessern wünschte, so ergriff sie das dazu nothwendige Mittel: die Industrie Sachsens zu heben. Unermüdlich

war sie in diesem Bestreben, unermüdlich in der Verfolgung neuer Pläne.

An ihrem Hofe ging es jetzt ernst und still zu. Die vielen Geschäfte, die Erziehung ihrer Kinder, deren Unterricht sie persönlich überwachte, ihre große Correspondenz, und daneben zu ihrer Erholung die Uebung ihrer Talente nahmen sie ganz in Anspruch. Auch wollte sie noch außerordentlich sparen, um, was sie erübrigen konnte, zur Förderung der Talente und Wissenschaften aufzuwenden.

Den Prinzen und Prinzessinnen sagte diese neue Lebensweise wenig zu; Maria Antonia aber fand keinen Beruf, denen, die ihr so wenig wohlwollten, Opfer zu bringen.

Sie machte nach allen Seiten hin Einschränkungen. Bianconi sogar mußte seine Stelle verlieren und als sächsischer Resident nach Rom übersiedeln. Die Geliebte seiner Jugend, Sophie von Gutermann, war jetzt schon lange an de la Roche vermählt*); der schöne Bianconi war ein gereifter Mann geworden, und doch konnte jene es nicht ohne Theilnahme sehen, als er so ferne von ihr dem Süden zuzog, wo ihre Trennung kaum ein Wiedersehen in Aussicht stellte. Als sie in ihrem späten Lebensalter

---

*) Ludmilla Assing, Biographie von Sophie Laroche.

dann von einer seltsamen Wanderlust befallen wurde; wer sagt uns, ob nicht die Großmutter unserer Bettina in ihrem tiefsten Herzen den geheimen Wunsch damit verband, noch einmal wieder in das dunkle Auge zu blicken, wo ihr zum erstenmale der Strahl geleuchtet, welcher die Erde ihr in ein Eden umgewandelt.

Vier Wochen nach dem Tode ihres Gatten gewann Maria Antonia den Muth, die ihr so werthe Correspondenz mit Friedrich von Preußen auf's neue anzuknüpfen. Sie sagte ihm in ihrem Briefe wenig über ihren Verlust, weniger noch über ihre Empfindung dabei. Sollte sie sich damit brüsten, was sie dem Verstorbenen gewesen, sollte sie der Welt jetzt gestehen, wie schwer es ihr gefallen, sich ihm zu widmen, nachdem sie, während der langen Jahre ihrer Ehe, seine körperliche Gebrechlichkeit möglichst verheimlicht und sie als nicht existirend betrachtet hatte? Jetzt von diesem Opfer zu sprechen, hieß dem Verstorbenen im Grabe einen Vorwurf damit machen, daß er sie sein genannt, und — wie treu hatte er sie für ihre Geduld mit ihm geliebt, wie hoch sie gestellt, wie reich gelohnt!

Sie schwieg.

Keine Klage über ihr Schicksal entschlüpfte ihrer Lippe. Sie sprach von ihrem Sohne, von ihren Wünschen, diesem Polen zu erhalten, und bat Friedrich um

seinen Schutz und Beistand, und um Erfüllung der ihr geleisteten Versprechungen seiner Freundschaft für sie. Sie forderte von ihm, er solle seinen Einfluß bei der Kaiserin von Rußland geltend machen und diese bestimmen, Polen ihrem Sohne zu geben.

Seine Antwort war so schmeichelhaft und artig, wie immer. Mit großer Anerkennung redete er von ihren Verdiensten um das Land, von ihren Talenten, ja seine Bewunderung kleidete sich in Worte, die einer Frau gegenüber ein zärtlicheres Interesse hätten vermuthen lassen; doch dieser Weihrauch war Alles, was er als thätige Hülfe der verlassenen Witwe angedeihen ließ, und wohl einsehend, wie unerbittlich der Monarch in ihm sei, um einer persönlichen Rücksicht auch nur das kleinste Fünkchen seines politischen Einflußes zu widmen, gab sie endlich seufzend die Hoffnung auf, aus seiner Freundschaft einen anderen Gewinn für sich zu ziehen, als das Vergnügen eines geistigen Austausches mit dem geistreichsten Fürsten Europas, und von diesem Fürsten immer auf's neue die Versicherung zu erhalten, daß sie eine Ausnahme ihres Geschlechtes sei und daß er, außer ihr, nie eine Frau bewundert.

Maria Antonia war nicht gleichgiltig gegen solches Lob. Wer an ihrer Stelle hätte das auch zu sein vermocht! Doch las man zwischen den Zeilen mancher ihrer

Briefe, daß sie in ihrer Lage auf etwas mehr gerechnet hatte, als bloße Worte, daß sie von einem Friedrich dem Großen einen thätigeren Beistand gehofft, als er ihn gewährte. — Er verstand ihren stillen Tadel, doch war er zu klug, um einzugestehen, daß er ihn fühle, und wohlweislich machte er ihr keinen Vorwurf daraus, daß sie ihn großmüthiger zu sein gewünscht.

Die Krone von Polen ihrem Sohne verloren! Das war ein großes Wort für Maria Antonia; denn ihn auf diesen Thron zu heben, war eine Haupttriebfeder zur Bewältigung ihrer eigenen Niedergeschlagenheit gewesen; der Gedanke als Nachbarin der großen Catharina in Warschau mit ihrem Sohne aufzutreten, hatte ihrer Zukunft noch einen Reiz gegeben; auf das dahin — wurde ihre Sphäre immer enger, mußte sie ihren Plänen einen immer kleineren Maßstab anlegen, sich immer mehr beschränken und in sich selbst zurückziehen.

Während sie so innerlich fragte, kämpfte, sich abmühte den Frieden zu gewinnen, der das bittere Wort Resignation als Motto führt, trafen sie von Außen her neue Unannehmlichkeiten, von denen sie um so schmerzlicher berührt ward, je unerwarteter sie in ihren Lebenskreis eingriffen.

Der heilige Vater in Rom führte die Klage wider sie: daß sie die Katholiken in Dresden zurücksetze, den

Protestanten Vorschub leiste und ihren ältesten Sohn der Kirche abtrünnig mache, worin allein die Seligkeit zu suchen. Er klagte sie der Ketzerei an.

Maria Antonia blickte erschreckt umher, die Urheber dieser unheilvollen Gerüchte zu erspähen, und mußte sie, leider! in ihrer eigenen Familie finden. Weil sie die religiösen Ueberzeugungen ihres Volkes ehrte und beide Confessionen gleich gestellt hatte, darum wurde sie von den Prinzen ihres Hauses als Abtrünnige verschrieen, darum erging aus Rom ein Weheruf über sie, darum war der Hof von Versailles aufgerufen, sie zu ermahnen, darum war ihr eigener Bruder, dieser so zärtlich von ihr geliebte Bruder veranlaßt worden, ihr mit bittern Vorwürfen zu begegnen, und selbst ihren Versicherungen und der klaren Auseinandersetzung der Thatsachen vermochte er erst nach langem Bemühen ein Ohr zu leihen.

So wenig Vertrauen setzte also auch er in sie — auch er! Und wen hatte sie denn noch außer ihm, der an sie glaubte?

Sie stützte ihr Haupt in die Hand und gab traurigen Gedanken Raum — Gedanken, wie Jeder von uns sie wohl in ernsten Stunden kommen und gehen läßt — Gedanken über den Werth des Lebens und der Menschen, Gedanken, die den Einsiedler machen und den Menschenfeind.

Beklagenswerthe Frau! — Verkannt und mißverstanden, häuften sich immer neue Wolken über ihrem Haupte.

Trost und Beruhigung gewährten ihr in solcher Lage nur die Künste, denen ihre Mußestunden gehörten, und ihre schönste Freude blieb, einem Talente durch ihre Unterstützung Bahn zu brechen.

Der junge Neumann traf in Dresden ein, und legte seinen Dank der gütigen Beschützerin zu Füßen, durch die er das langersehnte Ziel erreicht, in seinem Vaterlande eine Anstellung zu finden.

Maria Antonia wollte sein Talent jetzt prüfen. Die Composition einer Messe sollte den Ausschlag geben, ob er wirklich die Stelle eines Hasse einzunehmen vermöge, und weil sie lebhaft wünschte, ihr Schützling möge eine solche Befähigung zeigen, so ließ sie die Proben, welche der Aufführung vorhergingen, in ihren eigenen Gemächern abhalten, um ihm mit ihrem Ohre und ihrem Geschmacke beizustehen. Der junge Künstler bewies sich noch sehr befangen. Er sollte zum erstenmale als Dirigent auftreten und Musiker leiten, die er in seiner Bescheidenheit sich ebenbürtig glaubte. Verwirrt blickte er umher und wußte nicht, wie er ihnen das Zeichen zum Anstimmen geben sollte, während doch schon Aller Augen auf ihn gerichtet waren.

Maria Antonia bemerkte seine Hülflosigkeit. Mit ihrer gewöhnlichen Herzensgüte eilte sie zu seinem Beistande hinzu, ergriff ein ihr nahe liegendes Musikstück, rollte es zusammen und reichte es ihm hin, indem sie sagte: „Da empfange Er seinen ersten Commandostab aus meiner Hand."

Glühendes Roth überflog die Stirne des jungen Künstlers. Wie begeistert durch diese Worte der Fürstin blickte sein Auge jetzt kühn umher, und mit raschem Impuls das Zeichen gebend, leitete er die Probe mit großer Umsicht.

Maria Antonia sprach ihm ihre Befriedigung aus; doch war es das Lob einer gütigen Mutter, die ihrem Kinde vorenthält, was sie an seinem Wesen anders wünsche, und innerlich beschloß sie dabei, ihn zu neuen Studien und größeren Erfahrungen wieder in die Welt hinaus zu senden. Er sollte sich auch äußerlich bilden, sollte Selbstvertrauen gewinnen; sie wollte ihm zu dem Zwecke Briefe an Winkelmann und Mengs mitgeben, die ihn in Rom in die Gesellschaft einführen und sich seiner annehmen sollten.

Ihr Einkommen als Witwe war nicht bedeutend genug, um den Anforderungen ihres großmüthigen Herzens zu genügen; doch fragte sie wenig, ob ihre Mittel zureichten, sobald es galt das Gute zu fördern und

einem Menschen eine Zukunft zu bereiten. Sachsen sollte seine talentvollen Männer nicht länger dem Auslande entborgen, war ihr Wunsch; es sollte nicht Italien und Frankreich gegen hohe Gehalte seine Künstler entführen. Schon war in dem Bezug ein neuer Morgen für Dresden heraufgezogen, man träumte von der Möglichkeit, auch ein Deutscher könne einen Genius besitzen, und nicht länger wurde die deutsche Sprache, als des Gebildeten unwürdig, nur für den Verkehr gebraucht, nur im Hause mit der Dienerschaft geredet.

Vor zehn Jahen noch schrieb Winkelmann von Nöthnitz aus an einen Freund: „Wer hier in Dresden an seinem Glücke zu arbeiten gedenkt, muß, wo nicht Italien, doch wenigstens Frankreich gesehen haben, präsupponirt, daß er plaudern kann und ein air habe.“

Winkelmann brachte kein air dafür mit, hatte auch wohl nie eins bekommen. Er wohnte in der Frauengasse im Retschel'schen Hause vier Treppen hoch, ging des Abends zu Hofrath Bianconi in Gesellschaft *), und war ein Gelehrter in allen Fächern seines Seins. Und dennoch fand er, trotz seiner Ungelenkigkeit, Unterstützung, wurde dem Churprinzen Christian vorgestellt und nach Rom gesandt; auch für ihn machte der Einfluß

*) Winkelmann, Vertrauliche Briefe.

Maria Antonia's sich zu Gunsten einheimischer Talente geltend.

Jetzt saß die fürstliche Witwe in ihren Trauergewändern im Ministerrathe und leitete die Angelegenheiten des Landes. Prinz Xaver saß neben ihr; da er aber keine Einsicht hatte, so war er meistens zum Schweigen verdammt. Diese Rolle hatte ihr Peinliches für ihn, ein Mann bleibt immer ein männliches Wesen, un Mâle, mit Madame d'Hericourt zu reden, sein Egoismus und sein Eigenwille wollen auch da eine Meinung behaupten, wo er keine selbständige Ansicht hat, folglich sie nicht vertreten kann, und nur aus bloßem Widerspruche opponirt. So widersprach er denn seiner klugen Schwägerin, nur um dem Geiste des Widerspruches zu fröhnen, und wollte sie ihn überzeugen, ihn durch Vernunftsgründe überführen, so lieh er ihr kein Ohr. Es lag ihm nicht daran, überführt zu sein, darum beharrte er bei jeder Ansicht, sobald sie der ihrigen entgegengesetzt war, und machte seinen Willen geltend. Empfindlich erhob sich Maria Antonia. Auf diese Art konnten sie nicht miteinander regieren, konnte eine Berathung nicht fruchten, bei der nur Eigensinn schließlich den Ausschlag gab.

Traurig zog sie sich in ihre Gemächer zurück.

Auf's neue war ihre Thätigkeit also gehemmt. Was sie auch begann, immer trat ihr das Schicksal verneinend

entgegen, immer sah sie sich in ihrem besten Wollen gestört, immer wieder mußte sie entsagen. Seit sie denken konnte, war es ihr so ergangen. Ein Wunder nur, daß sie noch lebte! Sie mußte unter keinem glücklichen Stern geboren sein; denn, was sie auch unternahm, es schlug ihr fehl.

Wie manche schwere Prüfungen hatte ihr das Schicksal schon auferlegt, und nie, nie konnte sie sagen, waren Glück oder Zufall ihr hold gewesen, nie war ihr eine Freude geworden, die sie als eine Gunst zu betrachten gehabt, die nicht das Resultat ihrer Arbeit, ihrer Mühen gewesen. Sie legte traurig die Hand an die Stirne, als drückten sie dort die schweren, ernsten Gedanken.

Eine Hoffnung blieb ihr jetzt noch, eine einzige! Einen Wunsch konnte ihr das Schicksal noch erfüllen: ihr Sohn Friedrich August mußte mit seinem 18. Jahre mündig erklärt werden, sie konnte dann in seinem Namen für ihn und mit ihm über Sachsen herrschen. Die wenigen Jahre bis dahin mußte sie mit Geduld vorüberziehen lassen.

Wie jede Frau in ihrem Hause Gebieterin sein will und mit dem „keine Götter neben mir" den eigenen Herd zu wahren sucht, so auch drückt es die Fürstin, wenn sie in ihrem Lande nicht herrschen kann.

Indem Maria Antonia sich durch diese Hoffnungen ihre Zukunft zu erhalten strebte, wurde ihr ein Brief Friedrich's II. überbracht, worin er sie incomparable Princesse nannte und ihren Talenten und ihrem Geiste einen Weihrauch zollte, wie noch kein Sterblicher ihn ihr gereicht*). Die Hand, welche den Brief hielt, zitterte. Empfindungen, wie sie sie nie gekannt, zogen in ihre Brust ein. Ihre Bewunderung für den großen Fürsten steigerte sich zu einer gleichen Höhe für den Mann. Ihr Herz schlug hörbar.

Da klopfte es an ihre Thüre und ihre Kinder sprangen in das Gemach.

Der kurze Traum war damit ausgeträumt. — „Weg damit!“ rief eine Stimme in ihr, die das Trügerische solcher Hoffnungen erkannte. „Weg damit! Es sind Worte, nichts als Worte! Worte, mit denen der große Mann das Ohr einer Frau kitzelt; es sind Stilübungen! Seit er mir Polen nehmen ließ, weiß ich, daß seine Freundschaft mein und meiner Kinder Wohl nicht mit in seine Thaten einschließt, daß es die belles-lettres sind, deren Cultus er in mir verehrt, daß ich als Fürstin dieses kleinen Landes keinen Werth und keine Bedeu-

*) Correspondence de Frédéric II. avec la Princesse electorale de Saxe. XXIV.

tung für ihn habe. Ach! Ich bin eine tief beklagens-werthe Frau und mit mir ist es, mehr oder minder, mein ganzes Geschlecht."

Sie faltete den Brief zusammen und legte ihn zu den übrigen. Erst als sie ihn beantworten wollte, zog sie ihn wieder hervor. Der erste Eindruck dieser schönen Worte war nun dahin, ihr Herz klopfte nicht mehr höher, während sie sich wiederholte, was der große Friedrich an ihr pries, und ruhig nahm sie die Feder zur Hand und schrieb ihm: wie erkenntlich sie für seine Güte sei, wie hoch sein Beifall sie ehre.

Leider genügte sie sich nur selbst so wenig in ihrem Thun! — Wollen und Können! sagte sie sich oft schmerzlich.

Dresden hatte die sieben schweren Kriegsjahre gut zu machen, die das Land verschuldet, die schöne Stadt in einen Aschenhaufen umgewandelt. Man räumte jetzt den Schutt hinweg und errichtete neue Bauten; doch, schnell wie der Krieg zerstört, so langsam baut der Friede wieder auf. Das Erstehen einzelner Häuser macht die Trümmer ganzer Straßen nur um so sichtbarer. Die zer-rütteten Verhältnisse, das zerstörte Familienglück drangen immer wieder mit einem neuen Nothschrei an ihr Ohr, und helfen wollte sie Allen. —

Trotz dem Wehschrei des heiligen Vaters über den

mangelnden Religionseifer der Churfürstin wurde der Plan zu einem Aufbau der Kreuzkirche entworfen, und Prinz Xaver, als Administrator, legte, obwohl ein katholischer Fürst, den Grundstein zu diesem schönen Gebäude, das heute eine so große Zierde Dresdens ist.

Bald darauf trat auch die Academie der Künste neu in das Leben, ein Institut, das schon zu den Lieblingswünschen August's III. gehörte und nun, nach geschlossenem Frieden, sogleich von seinem Nachfolger gefördert ward. Ismael Mengs erhielt eine Anstellung als Professor, sollte diese neue Ehre aber nur wenige Monate noch genießen; denn bald darauf rief ihn der Tod ab*).

Viele ausgezeichnete Namen wurden dabei genannt. Canaletto und Hutin, Casanova und Dietrich haben die Gallerie mit ihren Werken geschmückt und uns in ihnen ein Bild ihrer Zeit, ein Stück Geschichte überliefert. Außer in der Musik nahm Dresden nun auch als Malerschule einen bedeutenden Platz in Deutschland ein und wurde die Perle seiner Städte. Diesem neuen Aufschwung seiner Cultur sollte nun auch bald der Fortschritt des intellectuellen Lebens folgen und die Literatur die deutsche Sprache ebenbürtig der französichen an die Seite setzen.

Ein Jüngling war so eben in Leipzig eingepilgert,

---

*) Ismael Mengs starb am 26. Januar, 79 Jahre alt.

der die deutsche Poesie auf ihren Höhepunkt zu führen berufen. Schön wie ein Apoll, das glühende, dunkle Auge nach den Giebelfenstern der alten Handelsstadt emporgerichtet, wandelte er durch die Straßen, um ihre mittelalterliche Architectur mit der seiner Heimath, dem schönen Frankfurt, zu vergleichen, von wo er hergekommen, aus dem Born des Wissens zu schöpfen, der nirgends so reichlich floß, wie hier an den Ufern der Pleiße. Sehnsüchtig streiften seine Blicke in die Ferne, seine Gedanken suchten Dresden, wo die Künste blühten, für die sein Herz glühte. Die nächsten Ferien beschloß er zu benutzen, seinen Wanderstab dahin zu setzen und seine Seele mit der wunderbaren Schönheit der Madonna del Sexta zu erfüllen *).

Maria Antonia ahnte nicht, wie nahe ihr die Blüthe deutscher Dichtkunst sich entwickelte; sie ahnte nicht, daß ein Wolfgang Göthe träumend durch die Straßen ihrer Hauptstadt irrte und bei einem kleinen Schuhmacher sein Nachtquartier aufschlug. Den Tag, wo dieser Name seinen Klang erhielt, sah sie nicht mehr. Sie sollte die Früchte nicht gereift erblicken, die sie selbst gesäet.

---

*) Göthe, Autobiographie.

Sechstes Capitel.

Die stillen Tage.

Das Ceremoniell der Höfe datirt aus den dunkelsten Epochen unserer Geschichte, wo der Einzelne, durch die Macht seines Herrschergeistes, sich zum Gebieter eines Volkes erhob, das er nun, vermöge seiner Waffen, zu seinem Sklaven erniedrigte. Asien war lange die Wiege dieses Götzendienstes, den es endlich auch auf Europa übertrug, bis im Verlaufe der Jahrhunderte die Civilisation der Humanität ihre Rechte einräumte und endlich auch dem geringsten Arbeiter im Weinberge des Herrn gestattete, mit erhobenem Haupte vor seinem Gebieter zu stehen.

Doch dürfen wir nie verkennen, was wir diesem Ceremoniell verdanken. Die feinen Formen unseres geselligen Lebens sind eine Frucht dieser strengen Regeln des sich Geziemenden, und der äußere Zwang half über manche Klippe hinweg, die Impuls und wilde Leidenschaft erheben wollten.

Das Churfürstenthum Sachsen, dem Königreiche Polen zugesellt, hatte die Ansprüche sehr hoch erhoben, um den glänzenden Hof Ludwig's XIV. nachahmen zu

wollen, und, wie das stets der Fall ist, wenn man am kleinen Maßstabe das Große herstellen will, so wurde die steife Etikette dort zur bloßen Carricatur. — Maria Josepha, eine kaiserliche Prinzessin, sorgte dafür, diese Abnormität der Sitte aufrecht zu erhalten, denn ihr beschränkter Geist sah die Würde ihres Standes verletzt, wenn das Gesetz der Etiquette nur im geringsten beeinträchtigt schien. Maria Antonia, nicht weniger hochgeboren, konnte die gleichen Ansprüche machen; doch ihre Geistesbildung, so weit dem voraus, was ihre Umgebung repräsentirte, fand weit öfter eine Fessel in diesem Ceremoniell, als eine ihrem Stande dargebrachte Huldigung.

Doch die Gewohnheit ist eine mächtige Herrscherin, vielleicht die mächtigste auf Erden, und auch der Hellsehendste wird ihr im Laufe der Jahre unterthan.

Klugheit und Nothwendigkeit hatten die junge Churprinzessin gezwungen sich in Allem den Gewohnheiten ihrer neuen Familie zu fügen, und nachdem sie sechzehn lange Jahre am Hofe August's III. in einer gewissen Form gelebt, die zu brechen ihr nur selten gelungen war, fühlte sie sich durch dieselbe jetzt nicht mehr beengt, ja, nahm sie wie sich von selbst verstehend hin.

Sie hatte nicht daran gedacht, daß jetzt, mit dem

Verluste Polens, ihre Stellung eine neue, eine andere werden mußte, werden könnte; sie hatte nicht daran gedacht, daß sie im großen deutschen Staatenbunde damit zugleich in ihrer Rolle um so tiefer sinken mußte. Es war an ihrem Hofe Alles so geblieben, wie es sonst gewesen, und als sie, nach dem Tode ihres Gatten, mit Prinz Xaver gemeinsam, die fremden Gesandten vor sich kommen ließ, da blieb, wie es auch früher stets gewesen, der Vortritt den Ministern ihres Hauses.

Die Repräsentanten der Könige sahen sich verwundert an. Durften sie diese ihren Herren zugefügte Beleidigung hinnehmen, durften sie den Ministern eines Churfürsten céder le pas?

Das war eine völlige Unmöglichkeit.

Maria Antonia erfuhr mit Schrecken, daß ihre Residenz mit einemmale von den Gesandten aller fremden Höfe verlassen sei, und das auch Friedrich, der große Friedrich, so klein gewesen, ihr diesen Schmerz zuzufügen.

An ihn, den Freund, der ihr so zärtlich, so bewundernd schrieb, richtete sie daher auch persönlich ihre Klage, und warf ihm vor, durch solche Kleinlichkeit ihre Beziehung zu einander stören zu wollen. Sie schrieb ihm so betrübt als warm, wie sehr sie es empfunden, daß er sogleich als Feind hier aufgetreten sei.

Aus seiner Antwort wurde ihr zum erstenmale klar, wie ganz verändert ihre Stellung geworden, und nicht ohne tiefe Kränkung nahm ihr Stolz und auch ihr Ehrgeiz diese Wahrheit hin. Ueberall sollte sie jetzt nur Wunden empfangen, wo sie das Leben ohnehin schon so schwer geprüft.

Friedrich schrieb ihr in Bezug auf diese Angelegenheit:

„Das Beste ist die Sachen gehen zu lassen, wie sie sind; denn welcher Vortheil erwächst Ihnen daraus, wenn Herr von der Rex, mit seinen großen Schultern und seiner dicken schwarzen Perrücke, gefolgt von Monsieur de Loß, dessen Frau sonst hübsch war, in das Zimmer tritt mit einer Miene voll Würde, voll Geringschätzung 2c. 2c. Ich kann nicht glauben, daß Ihnen viel Gutes daraus erwachse, wenn indessen der Repräsentant des Königs von Spanien, von England, von Frankreich im Vorzimmer warten und solche Vorgänge nur als eine ihrem Herrn bewiesene Nichtachtung ansehen können."

Maria Antonia fügte sich in das Unvermeidliche, doch mit Schmerz, und die Herren ihres Hofes sahen sich genöthigt, vor den Forderungen der fremden Höfe ihre eigene Anmaßung zurückstehen zu lassen. Die Gesandten gingen ihnen nun voran.

Sie wünschte den Churprinzen jetzt mehr in den

Vordergrund zu stellen, ihn daran zu gewöhnen, zu repräsentiren, und seine Onkel zu lehren, daß er die Hauptperson sei; denn in wenigen Jahren war er ja mündig. Sie befahl, er solle von seinem Gefolge begleitet öffentlich durch die Straßen Dresdens nach dem großen Garten reiten und die Begrüßung der Bewohner erwidern, welche ihn um seines Vaters willen liebten.

Der Knabe war blöde und ungeschickt und hatte in seinem Wesen nichts Gewinnendes. Seine Mutter wünschte diese rauhe Seite abzuschleifen, die sie um so unangenehmer berührte, weil sie selbst so liebenswürdig im Verkehr mit Menschen war und den großen Vortheil dieser Gabe oft empfunden hatte. Doch der rauhe Granit nimmt nur schwer Politur an.

Im großen Garten waren jetzt seltsame Gäste eingekehrt. Der König von Spanien hatte seiner Schwägerin ein Geschenk mit zwei Hundert auserlesenen Schafen gemacht, die spanische Schäfer hierher begleitet, und Maria Antonia mit ihren Kindern und dem ganzen Hofe eilte, die wolligen Fremden in Augenschein zu nehmen. Sie faßte sogleich den Entschluß, dem Lande durch diese Pilger einen wesentlichen Vortheil zu gewähren, indem sie Schafe nach diesen Mustern erziehen ließe, und ihre Vorsorge brachte die günstigsten Resultate; denn noch heute dankt Sachsen die vortreffliche Wolle, welche seinen

Ruhm ausmacht, diesen Stammvätern seiner Schäfereien.

Die Witwe des Grafen Rutowsky, welche stolz sich rühmte durch ihn dem churfürstlichen Hause verwandt zu sein, hatte sich von dem Günstling des Prinzen Xaver, dem Chevalier d'Agdolo bereden lassen, ihm heimlich ihre Hand zu reichen. Bei Nacht ward diese Trauung vollzogen, vor Zeugen, die ewiges Schweigen gelobt. Niemand sollte erfahren, wie tief die stolze Frau herabgestiegen, Niemand ahnen, wem sie ihre Freiheit geopfert. Der schlaue Italiener hatte seinen Zweck erreicht. Sollte er schweigen, so mußte sie sein Schweigen erkaufen, und das war es, was er von ihr begehrte. Triumphirend ritt er auf den schönsten Pferden durch die Stadt und wünschte, daß Jeder in seinen Mienen lesen möge, welch' ein Glück ihm geworden. Das große Geheimniß kannte bald die ganze Stadt. Auch die Churfürstin war davon unterrichtet, und deutete ihm an, wie sehr sie diesen Schritt mißbillige. Auch bei ihr stand dieser schlaue Fremde in großer Gunst. Sie sah ihn oft und gern. Das feine Gift der Schmeichelei, das er so geschickt in seine Rede einzumischen wußte, hatte an diesem Vergnügen seinen Theil. Er suchte dabei leise sich in ihr Vertrauen zu stehlen, indem er scheinbar ihr vertraute, und ihr auf Schlangenwegen manches Wort aus dem Herzen zu zie-

hen suchte, das sie lieber nicht gesprochen hätte. Einmal in seine Hand gegeben, konnte sie nicht mehr zurück. Auf langsamem, aber sicherem Wege hoffte er sie zu gewinnen, und durch sie seine Zwecke zu erreichen. Erst ihr Vertrauen und dann ihr Geld und ihren Einfluß.

Eine Unterhaltung, welche unserer Umgebung unverständlich, hat stets ihren besonderen Reiz und führt mehr oder minder zu größerer Vertraulichkeit, als sie sonst unter den Betheiligten statt haben würde.

Maria Antonia war überdies jetzt sehr vereinsamt, sie hatte Niemanden, gegen den sie sich offen auszusprechen wagte, Niemanden, dem sie ihre Sorgen mittheilen konnte. Auch das geringste wahre Wort erleichtert unter solchen Umständen das volle Herz.

Sie brachte den Sommer auf ihrem Lustschlosse Pillnitz zu, beschäftigt mit ihres Sohnes Erziehung. Seine Gouverneure, von Gutschmidt und von Burgstorff, wackere Männer, standen ihr dabei zur Seite. Sie fühlte sich zufrieden in dieser Pflichterfüllung, aber Befriedigung gewährte sie ihr nicht. Das Schicksal hatte ihr dazu zu viele der eigenen Wünsche unerfüllt gelassen.

Die Sonne schien heiß auf das Land herab, die brennende Augustsonne, der Wasserstand der Elbe war niedrig, auf den Feldern fanden sich keine Arbeiter mehr,

einsam war es in Wald und Flur. Maria Antonia trat auf den Balcon hinaus, schaute in die Weite und fragte sich: ob denn die Welt still stehe, wie um sie her das Leben still zu stehen schien.

Prinz Heinrich von Preußen kam auf einige Tage von Berlin herüber, und ihn zu unterhalten, setzte sie eine Redoute an; das brachte einen kurzen Wechsel in ihr Leben, doch erheiterte es sie nicht, denn der Scherz, le mot pour rire, war auf ihrer Lippe erstorben.

Kurz zuvor hatte Kaiser Joseph II. dem Hofe einen Besuch abgestattet, vielleicht um die Töchter August's III. kennen zu lernen; jeder Gast der Art ließ jedoch die peinliche Empfindung in ihr wiederkehren, wie wenig sie jetzt als Fürstin gälte, und ihr gekränkter Ehrgeiz gönnte ihr in Sachsen keine Freude mehr.

Ihr Einfluß auf Prinz Xaver verminderte sich außerdem mit jedem Tage. Der Administrator kannte nur ein Vergnügen, das Soldatenhandwerk, und wollte nicht begreifen, wie nachtheilig es für ein kleines Land sei, große Summen auf diese Spielerei zu verwenden. Gegen ihren Rath hatte er von den Ständen 7 Millionen gefordert zur Vermehrung des Heeres, und als sie diese unvernünftige Forderung zurückgewiesen, mit Gewalt von ihnen ihr Zugeständniß erzwingen wollen. Diese Handlungsweise schmerzte Maria Antonia. Sie stellte ihm vor, wie

ungerecht es sei, von dem verarmten Lande solche Summen zu solchen Zwecken zu begehren, und als er ihr mit dem damals unter Fürsten noch gangbaren et tel est mon plaisir antwortete, zog sie sich verstimmt in ihre Gemächer zurück. Sie schämte sich im Angesichte Europas, sie schämte sich vor dem Volke, und mehr noch schämte sie sich ihrem Nachbar Friedrich gegenüber, daß unter einer Regierung, die sie der Form nach theilte, ein solches Verfahren statt finden konnte.

In Folge so vieler unangenehmer Eindrücke wurde sie endlich krank. Ihr schwacher Körper, den nur ihr starker Geist zu immer neuer Thätigkeit aufgerufen, brach unter der Last ihrer Sorgen zusammen, und man zweifelte fast an ihrem Aufkommen. Sie selbst hätte diese Ansicht vielleicht nicht ungerne getheilt. Wem keine Hoffnung mehr winkt, der geht gerne zur Ruhe, und in dem Augenblicke, wo das Herz zu wünschen aufgehört, steht in gewissem Sinne auch das Leben in uns still.

Der König von Preußen schrieb ihr im October 1766:

„Ich habe mit nicht weniger Ueberraschung als Schmerz erfahren, daß eine Krankheit Ihr Leben bedroht hat, Madame. Ich habe für die Tage einer Frau gezittert, die der Schmuck Deutschlands ist, und die mich mit ihrer Freundschaft ehrt. Med. Dr. de Stutterheim hat

mich beruhigt durch die Nachricht Ihrer Besserung. Erlauben Sie, daß ich Ihnen darüber meinen Antheil, meine Zufriedenheit und meine Freude ausspreche."

Die freundlichen Worte dieses von ihr hoch bewunderten Mannes riefen eine augenblickliche angenehme Empfindung in ihr hervor, wie ein Blitz fuhr die Freude über ihre Züge hin und legte eine Minute lang den früheren Sonnenschein auf ihr Antlitz; dann aber umdunkelte sich wieder ihr Auge. Ach! Das Gedächtniß ist oft ein zu treuer Begleiter durch das Leben, es erinnerte sie schnell, wie oft der große Friedrich so schöne Worte an sie gerichtet, von denen sein Herz dennoch so wenig wußte, und sie fing zu bezweifeln an, ob die menschlichen schönen Eigenschaften der Theilnahme und des Mitgefühls nicht neben dem gebildeten Verstande eine schwache Rolle spielten.

Maria Antonia ließ jetzt ihren ältesten Sohn die Zimmer seines Großvaters, August's III., über dem Georgenthore beziehen. — So jung er auch noch war, viel zu jung, um eine eigene Hofhaltung zu führen, so suchte sie doch Trost in dem Gedanke, ihn zu dem Momente heranreifen zu sehen, wo sein Onkel, Prinz Xaver, seiner Vormundschaft entsetzt werde, und in ihrer Ungeduld beschleunigte sie scheinbar diesen Zeitpunkt durch solche kleine Vorbereitungen.

Am Geburtstage des Administrators wurde ihre Oper „Der Sieg der Treue“ noch einmal aufgeführt, mit einem in einer neuen Ausgabe gedruckten Texte in italienischer und deutscher Sprache *).

Zur Zeit August des III. hatten die Prinzen des Hauses die Rollen übernommen und nur im engsten Hofkreise fand die Vorstellung statt; jetzt war den Künstlern die Ausführung überlassen und der Kreis der Zuschauer um vieles erweitert.

Maria Antonia saß nun selbst über ihrem Werke zu Gerichte, und konnte es, wenn auch nicht unbefangen, doch gerecht beurtheilen. Es war ein Schäferspiel, dessen Scene in Arcadien lag. Als sie es gedichtet, da träumte sie noch ihre goldenen Träume; jetzt war diese Stimmung hin und nichts vermochte sie in ihr zurückzubringen. Sie war zu ernst für solchen Scherz geworden.

Die schönen Künste reichten jetzt nicht mehr aus die Tage auszufüllen, denen ihre unermüdliche Thätigkeit eine doppelte Länge verlieh. Sie leistete das Unglaubliche durch die sorgfältige Eintheilung ihrer Zeit und die Benutzung jedes müßigen Augenblickes. Sie besuchte Freiberg, um den dortigen Bergwerken ihre Aufmerksam-

---

*) Fürstenau, Beiträge zur Geschichte der Musik und des Theaters am sächsischen Hofe.

keit zu widmen. Sie ließ in Großenhain eine Kattunfabrik anlegen, wozu sie aus ihrer eigenen, nicht immer gefüllten Kasse das Capital hergab. Jetzt wollte sie auch noch, in Erinnerung an ihre Heimath, das damals schon berühmte bairische Bier in Dresden brauen lassen, und kaufte in der Friedrichstadt zu dem Endzwecke ein Haus an.

Wenig Dank ward ihr für dies Bemühen, dem Lande zu nützen, und nur in ihrem eigenen Bewußtsein fand sie dafür den Lohn. Sie hoffte, was sie pflanze, sollten ihre Kinder ernten; sie meinte, was sie erbaut, würde dem jungen Churfürsten Früchte tragen und ihn bewegen in ihre Fußstapfen zu treten.

So ertrug sie die Gegenwart um der nahen Zukunft willen.

Sie schrieb an den König von Preußen, Pillnitz den 22. Juni 1767:

„Hier bin ich auf dem Lande mit dem Administrator und meinem Sohne; ich gehe spazieren, genieße die Luft und suche meine Leiden zu vergessen, und mich an der Natur erfreuend, halte ich mich an angenehme und beruhigende Gegenstände."

Und wieder schrieb sie ihm im Herbste desselben Jahres:

„Ich wünschte die Dinge aus Ihrem Gesichtspunkte

sehen zu können, dann würde ich Vertrauen hegen statt Unruhe. Zur Zeit, wo mein Vater, der Kaiser lebte, da war es so; ich erinnere mich dessen noch mit Dankbarkeit. Später änderte sich das in mir; doch ist das nun nicht mehr umzugestalten und wird nicht wiederkehren, wenigstens nicht wie ich es gewünscht und gehofft."

Schon wanderte sie also mit ihrem zerrissenen Gemüthe in die fernste Vergangenheit zurück und suchte sich an Erinnerungen zu laben; schon war ihre Kindheit das Ziel, wohin ihre Gedanken eilten, um sich auszuruhen von den Sorgen der Gegenwart. Mißverhältniß und Mißverständniß überall, wohin ihr Auge blickte, und in sich selbst den Muth zu finden, ihnen Trotz zu bieten, das vermochte wohl ein Friedrich, aber nicht eine Frau, deren Herz des Wohlwollens und der Theilnahme bedürftig bleibt.

Achtes Capitel.

La Clemenza di Tito.

Die Glocken der Hauptstadt erklangen hell und sandten weithin durch den freundlichen Septembermorgen die frohe Kunde von dem Regierungsantritt des jugendlichen

Churfürsten. In allen Kirchen wurde ein Tedeum gesungen, von allen Kanzeln eine Danksagung abgelesen, und Freudenschüße begleiteten diese frommen Gebete.

Maria Antonia lag auf ihren Knieen und erflehte in tiefer Andacht den Segen des Himmels für diese Veränderung ihres Schicksals, an die sie ihre letzten Hoffnungen für das Leben knüpfte. Der lang ersehnte Augenblick war nun gekommen, der sie befreite von dem Zwange, ihre Schritte der Billigung ihres Schwagers unterwerfen und mit ihren Verwandten über ihre Handlungsweise rechten zu müssen — und dennoch schlug ihr Herz nicht hoch, nicht freudig, und dennoch fühlte sie sich so tief gedrückt!

War es Ahnung, war es Instinkt, was den stillen Gedanken in ihre Seele legte, es sei vergeblich all ihr Hoffen?

Man hatte heute große Galla angelegt; die Minister und fremden Gesandten standen in ihren Festkleidern in den Vorzimmern, um auf das gegebene Zeichen dem neuen Herrscher ihre Huldigung darzubringen. Maria Antonia erhob sich von ihren Knieen, um diesem Vorgange beizuwohnen, wo sie mit der Würde der Mutter die Fürstenkrone doppelt trug.

Sie blickte mit gerechtfertigtem Stolze auf diesen jungen Prinzen, in dessen Seele sie so Vieles gelegt, das

reiche Früchte tragen konnte. Mit welcher Sorgfalt hatte sie ihn nicht erzogen! — Welch' eine gründlich wissenschaftliche Bildung war ihm nicht zu Theil geworden, so ganz entgegen dem, was die Prinzen seines Hauses vor ihm erlernt. Wie würde sie das Land, wie würde sie Europa in diesem Sohne preisen.

Ein befriedigtes Mutterherz ist ein schönes Glück. Doch indem Maria Antonia diesen stolzen Empfindungen in Bezug auf ihren Sohn Raum gab, trat dennoch eine Wolke auf ihre Stirne; denn der Zweifel regte sich in ihrer Seele, ob sie auch von ihm geliebt sei, wie sie es wünschte und verdiente geliebt zu werden. Er war so abgemessen, förmlich kalt in seinem Wesen gegen sie. Sollte er immer noch daran denken, daß sie in seiner Jugend seinen Bruder Karl, weil er ein kränklich Kind gewesen, ihm vorgezogen? —

Feste reihten sich an Feste, wieder einmal herrschte ein buntes Leben in Dresden, wie zur Zeit August's III. Aber nur von kurzer Dauer war dieser Freudentaumel. Der neue Herrscher liebte nicht den Glanz, er war zu einem thätigen Leben auferzogen, und zeigte sich als sorgfältiger Haushalter seiner Zeit und seines Geldes. Außer dem Tanze fand er an keiner Lustbarkeit Gefallen.

Seine erste Handlung nach dem Antritte der Regierung bestand in einer Vermehrung der Apanage

seiner Mutter. Maria Antonia begrüßte diesen Zuwachs ihrer Einnahme mit Vergnügen, und schloß sich nun mit doppeltem Vertrauen ihrem Sohne an, hoffend durch ihn jetzt ihren Einfluß geltend zu machen und das Land zu regieren.

Doch schon trat ein Schatten zwischen Sohn und Mutter. Es war von einer baldigen Vermählung des jungen Prinzen die Rede, und die Dame auch schon genannt, welche sein Schicksal zu theilen berufen.

Maria Antonia widersetzte sich diesem Plane nicht, ja billigte ihn aus vollem Herzen. Sie war so ganz Freude über die eingetretene Veränderung ihrer Lage, und in seinem Glücke berechnet der Mensch nicht ängstlich die möglichen Folgen einer Handlung.

Allen Höfen wurde jetzt vorerst die Anzeige gemacht von dem Wechsel der Regierung, und Friedrich von Preußen schrieb in Folge dessen an Maria Antonia:

„Der Churfürst, Ihr Sohn, hat mir seine Majorennität angezeigt, und ich werde sogleich Jemand beauftragen, ihm meinen Glückwunsch zu entrichten. Man darf von diesem jungen Manne alle Tugenden erwarten, weil er eine dem Telemaque ähnliche Erziehung genossen und seine Mutter, Minerva, ihn selbst unterwiesen hat.“

Diese Worte des Lobes waren zu wohl verdient, um nicht wohlthätig ihr Ohr zu berühren. Sie durfte

sich in Wahrheit rühmen, die Erziehung des jungen Mannes meisterhaft geleitet zu haben, und wie natürlich, that ihr nun die Anerkennung wohl. —

Schnell schwand der Herbst dahin, welcher dem Regierungsantritt Friedrich August's folgte, zu schnell für Maria Antonia, die noch einmal geistig und körperlich unter diesem neuen Sonnenschein ihres Lebens erblühte. Doch, Glück und Glas, wie schnell bricht das.

Wieder ertönten hell die Glocken aller Kirchen, wieder waren ihre Schwingungen der Freude gewidmet; doch minder angenehm bewegten sie diesmal der Churfürstin Herz. Erinnerungen tauchten bei diesen Tönen in ihr auf. Wie heute Maria Amalia Augusta von Pfalz-Zweibrücken als Churfürstin von Sachsen ihren Einzug hielt, so auch war sie selbst vor zwanzig Jahren dieses Weges gekommen, voll freudiger Erwartungen, voll guten Willens, voll regem Eifer, es solle das Glück ihres Gatten, das Wohl ihres neuen Vaterlandes die Aufgabe ihres Lebens sein.

Und nun? Und nun!

Nun trat an ihre Stelle eine Andere, der das Schicksal Alles das in den Schoß warf, was es ihr hartnäckig vorenthalten. Ein junger, gesunder, gebildeter Fürst, ein schönes Land, und die Freiheit hier nach Gefallen ihr Leben zu gestalten, das Alles bot sich der jun-

gen Fürstin dar, und indem Maria Antonia ihre eigene Lage mit der ihrer Schwiegertochter verglich, zog eine bittere Empfindung in ihr Herz ein.

Sie fragte: warum? — und diese schlimmste aller Fragen, die ewig ohne Antwort bleibt, stimmte sie nicht heiterer. Festlich geschmückt erwartete sie die Ankunft der jungen Frau. Der Churfürst, noch fast ein Knabe, hob sie jetzt aus dem Wagen und führte sie die Treppe hinauf, seiner Mutter zu. Maria Antonia ließ forschend ihr Auge auf ihr ruhen. Ach! nur zu schnell errieth sie, daß aus diesen Zügen keine Seele spräche, welche der ihrigen sympathisch nachempfinde! — Mit dieser Ueberzeugung war auch ihr Schicksal in ihr entschieden, war Sachsen für sie keine Heimath mehr. Einer jungen, unbedeutenden Frau, wie dieser, nachstehen, ihr überall den Vortritt lassen zu sollen, war eine für ihren Sinn unerträgliche Stellung. Inmitten der Festlichkeiten, welche dieser Vermählung folgten, wogte ihre Brust von den widerstrebendsten Empfindungen, und Entschlüsse und Pläne mancher Art reiften in ihr. Ihre Geduld hatte jetzt die Grenze erreicht, wo man sein Alles auf eine letzte Nummer zu setzen geneigt ist.

Trotz dieser innern Verstimmung, die sich ihrer bemächtigt hatte seit der Vermählung ihres Sohnes, hörte sie nicht auf, ihren Schützlingen in der Kunst ihre

Theilnahme zu erhalten, und eifrig benützte sie die Gelegenheit, um Neumann eine Stellung am Hofe zu sichern. Seine erste Oper, la Clemenza di Tito, war einstudirt worden, um sie vor dem neu vermählten Paare aufzuführen. Maria Antonia hatte den Proben beigewohnt und sich des Erfolges dadurch versichert. Inmitten des Orchesters stehend, den Stab in der Hand, gab ihr Schützling jetzt den Musikern das Zeichen zum ersten Anstrich. Dabei fiel sein Auge auf die Loge der Churfürstin. Ein Blick nur war es; aber wie viel sprach dieser eine Blick! „Was ich heute bin und leiste, das danke ich Dir!" Maria Antonia verstand diese stumme Sprache, die schönste, welche dem Menschen verliehen, um die höchste Empfindung seiner Seele, die Dankbarkeit, auszudrücken. Ein unmerkliches Neigen ihres Hauptes antwortete ihm, und ihre Miene erheiterte sich.

„Mein Leben ist nicht so arm, wie es scheint," sprach es in ihr. „Was das Schicksal für mich nicht thut, das kann ich dafür Andern leisten. Nur gilt es, mich dabei selbst zu vergessen."

Nie hatte sie wohl mit größerer Aufmerksamkeit einer Oper zugehört, nie den Eindruck der Musik mit ängstlicherer Erwartung in den Mienen zu erspähen gesucht! Sie erkannte dabei den Unterschied zwischen dem Künstler und dem Dilettanten; denn, wo der letztere den

Beifall des Augenblickes erzielt, da hängt für den ersteren von dem Erfolge einer Composition seine ganze Zukunft ab, und der Glaube an sich selbst, das Vertrauen in seinen Genius, so nothwendig, um mit voller Kraft schaffen und gestalten zu können, geht oft verloren, wenn die allgemeine Stimme sich tadelnd gegen ihn erhebt und das verwirft, was er geschaffen.

Der Administrator, Prinz Xaver, reiste nach Wien ab, der junge Churfürst war nun auch von dieser Seite her sich selbst überlassen, und bewies sehr bald, daß er keines Rathes bedurfte, noch ihn begehrte. Maria Antonia hatte geahnt, daß es so kommen würde, und fand sich davon nun nicht mehr überrascht. So achtungsvoll er sich gegen seine Mutter bewies, so fest behauptete er sich in seiner Stellung. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte er außerdem auch wohl geäußert, wie unangenehm ihm Frauenregiment sei, und mochte er solche Bemerkungen auch nur in Bezug auf die Kaiserinnen von Rußland und von Oesterreich hinwerfen, oder eine Pompadour damit bezeichnen wollen, so blieb der Sinn seiner Rede darum nicht minder deutlich.

Maria Antonia war zu klug, um sich in Erörterungen über die Rechte der Frauen und deren Befähigung einzulassen. Sie schwieg. Kalt, ruhig, höflich war auch ihr Benehmen, und was sie empfand, das sprach sie nicht

aus. Nur dem Chevalier Agdolo gegenüber entschlüpfte ihr mitunter ein bitteres Wort über ihre beschränkte Lage.

Sie verbrachte den Sommer in Pillnitz; doch noch nie war ihr der Aufenthalt hier so langweilig erschienen, noch nie hatte sie mit solcher Ungeduld jedem kommenden Tage entgegen gesehen.

Sie schrieb an Friedrich von Preußen:

„Seit einem Monate auf dem Lande, fern von der Welt und den Geschäften, fast vergessend, daß es Prinzen gibt und Staaten, welche sie beherrschen, habe ich mich des Vergnügens beraubt, Eurer Majestät zu schreiben, ungeachtet Ihr letzter Brief, Sire, mir ein lebhaftes Vergnügen gewährt."

Sie wollte ihm nicht bekennen, was sie drückte; ihr Stolz gestattete ihrem Herzen diese Erleichterung nicht. Das Mitleid Anderer beanspruchen wollen, bleibt stets eine mißliche Aufgabe. Besser beneidet als beklagt, sagt das Sprichwort.

Langsam ließ sie die Tage an sich vorüberstreifen ohne Hoffnung und ohne Glück. Es ist wahr, ihr blieben ihre Kinder zu erziehen — eine Aufgabe, welche sie mit allem Ernste löste, doch füllte sie ihr Leben nicht aus. Der Wirkungskreis einer Fürstin ist ein anderer, wie der einer Hausfrau und Mutter. Maria Antonia hatte sich daran gewöhnt, die Haushaltung eines Staates als Auf-

gabe ihres Lebens zu betrachten, und ihrem Gatten Sorgen und Geschäfte abzunehmen, welche sein kränklicher Zustand zu besorgen verbot; unmöglich konnte sie nun wieder eine Genugthuung in rein bürgerlichen Pflichten finden.

Friedrich der Große schrieb ihr im September:

„Juno hat niemals den Himmel so gut regiert, wie Sie Sachsen während der Minorennität Ihres Sohnes."

Das war kein Compliment, es war Wahrheit, sie fühlte das in ihrem eigenen Bewußtsein. Sie hatte es gerne gethan, und was man gerne thut, was man mit Liebe leistet, ist auch gewöhnlich wohlgethan.

Sie wechselte mit Friedrich Briefe über Philosophie, und Beide sprachen ihre Ansichten über den Werth oder Unwerth des Lebens aus, ohne dabei heiterer und glücklicher zu werden. Der Weise von Sanssouci zog sich täglich mehr von den Menschen zurück und hatte fast nur ein Herz noch für seine Hunde. Seine Freundschaftsgefühle früherer Jahre, Producte seines Kopfes und nicht seines Herzens, erloschen mehr und mehr, so wie mit den zunehmenden Jahren sein Geist dieses Austausches weniger bedürftig wurde. Maria Antonia dagegen besaß immer noch ihre Kinder, und kannte daher die Strafe eines leeren Herzens nicht.

Endlich entschloß sie sich, ihrem Freunde einen Besuch in Potsdam abzustatten. Noch einmal wollte sie

bei der Gelegenheit ihren Einfluß auf ihn versuchen, um ihrem Sohne Polen zu gewinnen, noch einmal wurde ihr Ehrgeiz in seiner ganzen Stärke wach, während sie darüber nachsann, wie sie Friedrich ein Versprechen seines Beistandes entlocken könne, und gelang ihr das, dann fühlte sie, hatte sie ein Recht, ihr Haupt in Sachsen hoch zu tragen und ihre Stimme zu erheben. Sorgfältig bereitete sie sich also auf die Unterredung mit dem Könige vor, um auch kein Wort zu wenig noch zu viel zu sprechen, ja sie schrieb sogar auf, was sie ihm sagen wollte, um es so besser ihrem Gedächtnisse einzuprägen.

Mit hohen Erwartungen trat sie diese ihr in jedem Bezug wichtige Reise an. Es war ihr, als wüchsen ihr Flügel, so wie sie die Thore Dresdens hinter sich gelassen und nun hinaus schaute in die weite, weite Welt, die nach allen Seiten hin so viele bunte schöne Wege bot, die ihr alle, alle verschlossen waren. Ach! wer nur den Vögeln nachziehen könnte, nur den sausenden Winden zu folgen vermöchte! — So sprach es in ihr, so wie sie sich mehr und mehr bewußt wurde, wie schwer das Leben auf ihr gelastet, das sie seit ihres Gatten Tode geführt. Ja, fort mußte sie, fort! Aber wohin? — Vor Allem wohin, ohne die Mittel zum Reisen?

Doch, wer wollte so kleinlichen Bedenklichkeiten Raum geben, wenn die Freiheit ruft und die Brust sich

hebt im Vollgefühle der neu zu erringenden Selbständigkeit.

Jemand mußte ihr doch Geld borgen können und wollen, und wer es nicht auf ihren Namen zu thun geneigt wäre, dem gäbe sie ihren Schmuck, ihre Diamanten, ihre Kostbarkeiten, kurz alles, alles Werthvolle, dessen sie sich zu entäußern im Stande.

Nur fort, fort von hier, und je ferner, je besser!

Friedrich der Große empfing seinen Gast mit großer Auszeichnung, zog seine weißen Glacehandschuhe an, und führte Maria Antonia die Treppe hinauf in die für sie bereiteten Gemächer.

Feste folgten nun auf Feste. Conzerte fanden statt, bald in den Gemächern der Churfürstin, bald in denen des Königs; endlich musicirten Beide gar um die Wette, und erschöpften sich in Lobeserhebungen gegen einander. Friedrich nahm seine Flöte hervor und spielte seine eigenen Compositionen; Maria Antonia sang ihm ihre selbst componirten Lieder vor, und Jeder glaubte nie so froh gewesen zu sein, als indem er sich den Beifall seines Hörers verdiente; Jeder glaubte sich nie so liebenswürdig gezeigt zu haben, als indem er den Anderen unterhielt. — Friedrich schrieb indessen an Voltaire:

„Ich schicke Ihnen den Prolog einer Comödie, den ich in Eile geschrieben, um die Churfürstin von Sachsen

damit zu unterhalten, während sie bei mir zum Besuche war. Sie ist eine Prinzessin von großem Verdienste, würdig eines bessern Sängers, wie ich es bin."

Maria Antonia kannte die Hauptstadt Preußens noch nicht, sie hatte daher einen offenen Sinn für Alles, was sich ihr hier darbot. Anfangs beleidigte ihr Auge die ungünstige Lage Berlins. Eine weite Sandfläche, mit einem unbeschränkten Horizonte, ohne Wasser und Wald, schien ihr eine traurige Lage für die Residenz eines großen Fürsten. Auch die Armuth des Bodens, der nur spärlich den Fleiß des Arbeiters belohnt, fiel ihr dabei auf; doch, als sie die Stadt selbst kennen lernte, kam sie von diesem ungünstigen Vorurtheile schnell zurück.

Anders als Paris, London, Madrid, rief diese Stadt in jener Zeit dem Beschauenden auf jedem Schritte das Bild, den Genius und die Handlungen des Beherrschers zurück *). Es war ein Spiegel, in welchem sie Friedrich beständig wieder erblickte, sei es als General, als Architekt, oder als Herr. Peter der Große konnte der Einbildungskraft der Petersburger nicht gegenwärtiger sein, als der König von Preußen den Berlinern; denn er war das Palladium seiner eigenen Hauptstadt. Indem er mit ihr durch die Straßen fuhr und ihr die neu erstandenen

*) Wraxall, Memoiren.

Gebäude zeigte, gewahrte sie, daß er selbst hier überall der Baumeister sei.

Die Stadt zählte bereits 120.000 Einwohner und erschien der Churfürstin daher, im Vergleiche mit Dresden, groß. Das neue Opernhaus war eben vollendet, über seinem Portale las sie: Fredericus rex Appollini et Musis. — Sie fand die Künste blühend, beschützt von Friedrich's Geiste; doch gewahrte sie zugleich, daß ein Staat, der seine Größe dem Militär verdanke, das Handwerk der Waffen zu ehren wisse, und daß Friedrich nie die Uniform des Generals vor seinen Unterthanen ablegte. Von Politik war keine Rede.

Wie oft es Maria Antonia auch versuchte, den König auf dies Thema zu bringen, so schlug es ihr immer fehl. Durch eine geschickte Wendung lenkte Friedrich die Unterhaltung stets auf einen anderen Gegenstand und ließ sie auf keine Weise darauf zurückkommen. — Ihn zu zwingen, ihr Rede zu stehen, das wäre gegen den guten Ton gewesen, so unartig wollte sie nicht gerne sein, wenigstens nicht ohne Noth.

Doch die Tage eilten wie im Fluge an ihr vorüber, und der letzte Morgen ihres Aufenthaltes in Berlin brach an, ohne daß sie ihrem heimlich gesteckten Ziele näher gekommen. Jetzt mußte sie reden, was es auch koste. Ganz unverrichteter Sache konnte sie nicht heim-

kehren. Es brannte ihr unter den Füßen, ihr Thema zu verhandeln. Doch vergebliches Bemühen! Eitles Wünschen!

So artig Friedrich sich als Wirth bewiesen und seinem Gaste die höchste Auszeichnung hatte angedeihen lassen, so wenig war er zu bewegen, sich mit ihr von Staatsgeschäften zu unterhalten, und Maria Antonia sah wohl ein, daß der König von Preußen aus dem Spiele bleiben wollte, daß das Wort Aufopferung in dem Cataloge seiner Freundschaftsregeln ausgestrichen sei.

So heitere Tage sie auch verlebt, so innerlich schmerzlich war es ihr bei ihrer Rückkehr, ihrem Sohne nicht fühlen lassen zu können, was sie für ihn gethan, und damit ihr Geschlecht in seinen Augen gehoben zu haben.

Die grauen Mauern Dresdens erschienen ihr jetzt doppelt grau, seit sie empfunden, es sei noch nicht alle Heiterkeit, noch nicht aller Reiz des Lebens ihr entschwunden, und vor Allem, seit sie sich bewußt geworden, sie könne als geistvolle, begabte Frau noch ebenso große Huldigungen verdienen, wie sie eine regierende Fürstin zu beanspruchen im Stande.

Fest stand es nun in ihr, daß sie Dresden verlassen wolle und müsse, und kein Preis war ihr zu hoch, um diese Absicht That werden zu lassen. Sie fühlte, daß ihr dortiges Leben wie ein langsames Gift an ihr zehrte,

und Selbstrettung, die erste Pflicht, welcher die Natur eine so mächtige Sprache verliehen, rief sie auf, ein Joch abzuwerfen, das sie zu Boden drückte und geistig vernichtete.

Friedrich schrieb ihr bald nach ihrer Rückkehr:

„Ihre Königliche Hoheit werden sich über mich lustig machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine alte Gestalt nach dem Carneval von Berlin schleppe. Mein Vergnügen wird darin bestehen, mir die Orte zurückzurufen, wo ich des Anblicks einer gewissen großen Prinzessin genossen habe, mir ihre Worte zu wiederholen, ihre reizende Stimme, ihren Gesang, ihre Methode, und schließlich die traurige Betrachtung anzustellen, daß das Glück meines Lebens nur eine Minute gedauert. In diesem Augenblicke halte ich nur noch den Schatten davon fest.“

Maria Antonia lächelte jetzt beim Lesen dieser Zeilen. „Wer das Glück nicht festzuhalten versteht, verdient nicht es zu genießen,“ sagte sie sich heiter. „Wäre ich Friedrich, so wüßte ich einen Entschluß zu fassen, und mir zu gewähren, was mir Freude bringt. Da ich eine Frau bin, so muß ich mir an passivem Widerstand genügen lassen, wo ich meine Freiheit, wo ich mein Glück beeinträchtigt finde. Aber ich reise!“

Seit sie vor sich selbst unwiderruflich diesen Ent-

schluß gefaßt, wurde ihre Stimmung heiterer. Vorbereitungen und Vorstudien füllten jetzt ihre Zeit aus; denn sie wollte Italien sehen, das Land ihrer Träume, das wie ein goldener Morgen mit seinem Kunstleben vor ihrer Seele stand, das ihr die ersten Lorbeeren gereicht hatte.

Geld! Geld! Das blieb nur noch die große Schwierigkeit. Fürstinnen müssen reisen wie Fürstinnen, sie sind an den lästigen Zwang eines Gefolges gewöhnt, und emancipiren sich ungerne von dieser Unbequemlichkeit, die sie als ein Prärogativ ihres Standes ansehen.

Es war ein trauriger Winter für Dresden. Die mißrathene Ernte veranlaßte eine große Theuerung im Lande, das Volk hungerte, Noth und Elend riefen mit lauter Stimme um Hülfe, und Maria Antonia lieh ihnen kein taubes Ohr. Ihre Börse wie ihr Herz standen jedem Bedürftigen weit geöffnet, und in ihrer eigenen Küche wurde täglich für eine große Anzahl von Personen eine Suppe bereitet, die man Soupe dauphinoise nannte; sie bestand aus Reis, Brod, Milch und Wasser, war schmackhaft und nährend, und die Churfürstin-Witwe war nicht wenig stolz auf die Einführung dieser vortrefflichen Speise, welche so manches Leben retten half.

Eine deutsche Schauspielergesellschaft bürgerte sich dazwischen ein, denn damals wie jetzt machte das Ver-

gnügen seine Rechte geltend trotz aller Noth. Minna von Barnhelm ward gegeben. Maria Antonia hörte das Stück rühmen, und begab sich selbst in die Vorstellung, um sich zu überzeugen, ob ein deutscher Dichter ihren französischen Lieblingen gleich kommen könne. Die Sprache überraschte sie. Ein solches Deutsch hatte ihr Ohr noch nicht vernommen. Sie bemerkte Rabener unter den Zuschauern und ließ ihn zu sich entbieten. — Der geistvolle, witzige Mann, in noch ungebeugter Kraft, das Haupt hoch erhoben, trat in ihre Loge ein und stand ihren Fragen Rede. „Es ist ein ganz junger Mann, so viel ich weiß," erwiderte er ihr.

„Und sein Name?"

„Lessing!"

„Ich möchte ihn kennen lernen. Er hat ein viel versprechendes Talent, und ich bedauere, daß er kein Sachse ist."

„Aber ein Deutscher ist er doch, Königliche Hoheit," versetzte der Satyriker mit einem eigenthümlichen Lächeln seines schönen Mundes.

„Ich bitte, daß Er ihn mir vorstelle, sobald der junge Mann nach Dresden kommt. Vielleicht kann ich seinem Talente förderlich sein, mein lieber Rabener."

Er entfernte sich und Maria Antonia hatte ihn zum



letzten Male gesehen. Ein plötzlicher Tod rief ihn nicht lange darauf hinweg und ließ die Erde um einen trefflichen Menschen ärmer zurück *).

Siebentes Capitel.

Der Besuch beim Papste.

Entwickelung und Fortschritt, ist das Motto der Gegenwart — Entwickelung und Fortschritt, heißt die zu lösende Aufgabe des Menschengeschlechtes für den, welcher eine solche als Absicht des großen Weltgeistes anerkennt. Sie schließt Streben, Handeln, Thatkraft ein, Elemente, denen wir unsere innere Befriedigung und was wir Glück nennen, entnehmen.

Vor hundert Jahren kannte man diese Worte noch nicht, hegte auch noch kein bestimmtes Bewußtsein für ihre Bedeutung, die uns erst durch den Fortschritt der Naturwissenschaften werden sollte. Die Sache aber ging darum nicht minder ihren Gang, denn die ewige Weltordnung

*) Rabener war den 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren und starb 57 Jahre alt.

kennt keinen Stillstand; nach jedem neuen Friedensschluße der Völker taucht ein neuer Geist in den Menschen auf, und verkündigt Wahrheiten, die uns Wunder scheinen, und die zu ergründen, die bewährt zu finden, alle Kräfte sich in Bewegung setzen.

Als der siebenjährige Krieg beendigt, wehte die Menschen eine Sehnsucht an, in dem verschlossenen Buche der Zukunft zu lesen. Swedenborg, der Seher, hatte damit den Anfang gemacht; aus Neapel zog Cagliostro jetzt herauf und machte den Herzog von Rohan zu seinem Opfer; Graf Saint-Germain wanderte, gleich einem ewigen Juden, über die Erde, und Mesmer begann von einem geistigen Fluidum zu reden, durch das der Mensch sich von seinem Körper lossagen und mit göttlicher Kraft und göttlichem Willen, Zeit und Raum zu beherrschen vermöge.

Aber noch eine andere Idee tauchte auf mit diesem plötzlichen Uebermuthe, die Kräfte der Natur beherrschen zu wollen, bevor man sich selbst bemeistern gelernt; die Gesetze des Weltalls verstehen zu können, bevor man den Mechanismus des eigenen Körpers noch durchschaut: — man wollte den Stein der Weisen gefunden haben und Gold machen.

Gold!

Wie leuchtete das Auge in Hoffnung, aus dem

schwarzen Tiegel die glänzende Masse hervorgehen zu sehen; wie krümmte sich die ganze Gestalt im Suchen danach, wie verlängerten sich schon die Finger in der Meinung die leuchtenden Stücke nächstens zählen zu können. Trug war es, Trug der Hölle!

Maria Antonia war nicht unbekannt mit diesen neuen Phasen des Zeitgeistes, und folgte mit gespanntem Interesse seinen Schritten. Gab es auch keine Journale, um sie von den neuen Experimenten der Wissenschaft in Kenntniß zu setzen, so trat an deren Stelle für sie ihre ausgebreitete Correspondenz, und nebst dieser das Verlangen aller Adepten, ihre Erfindungen vor das Auge der Fürsten und mehr noch einer Fürstin zu bringen, deren geistige Bedeutung ihr Ruf noch dreifach vergrößerte.

So fehlte es denn der Prinzessin bald nicht an Vorschlägen, für ihre Rechnung sich das Gold machen zu lassen, das der Andere zum Beweise seiner Kunst herzustellen begehrte, während es ihr ein Mittel zur Freiheit werden konnte.

Ein solcher Goldmacher, Namens Christian Rudolf, wußte sie zu überzeugen, daß er wirklich die Kenntniß besitze, dies Metall zu erzeugen. Maria Antonia verstand nichts von Chemie. Was er ihr darüber sagte, hörte sie an, ohne durch seine Auseinandersetzungen klüger zu werden. Alles im Gebiete dieser Wissenschaft erschien

damals noch als Wunder, und für Wunder muß man Glauben mitbringen. Sie glaubte also.

Wenn es ihm wirklich gelang, ihr einen Schatz zu heben, dann war ihr mit einemmale geholfen; sie bezahlte dann ihre Schulden, sie reiste, sie gehorchte wieder den Bedürfnissen ihres Herzens, und gab mit vollen Händen, wo sie zu geben aufgerufen ward. Es war also eine Hoffnung, welche dieser Christian Rudolf ihr bot, und eine Hoffnung ist dem Schiffbruchleidenden schon Alles.

In Blasewitz wurde eine kleine Wohnung gemiethet, wo verstohlen das Handwerk der Goldmacher getrieben werden konnte. Maria Antonia besuchte dieses Dorf öfter, man wußte, daß sie hier die Mutter von Friedrich Neumann aufsuche und bei ihr Stangenkuchen esse; es fiel daher nicht weiter auf, daß sie auch jetzt wieder ihre Schritte hierher lenkte.

Es wurde ein Gehilfe gedungen, ein intelligenter junger Mensch, Namens Jungnickel, der sollte das Astralsalz bereiten, welches zu dem Golde nothwendig war. Jungnickel destillirte; doch immer nicht kam er damit zu Stande, immer mußte die Churfürstin neue Vorschüße leisten. Ihr Vertrauter und Secretär, der Legationsrath Hegewald, warnte sie, nicht auf diese Leute zu bauen; doch wer leiht sein Ohr der warnenden Stimme, wenn

sie ihm den Strohhalm zu verlassen räth, der den Anker seiner letzten Hoffnung trägt?

Jungnickel destillirte fort und fort. Vier Monate lang hatte er nun schon gebraut, und immer noch kein echtes Astralsalz hervorgebracht.

Der Frühling nahte. Das Leben steht nicht still, nur wer den Augenblick für sich gewinnt, der wird sein Meister.

Maria Antonia ließ den Chevalier d'Agdolo zu sich entbieten und fragte ihn um seinen Rath, wie sie das zu einer Reise nothwendige Gold erhalte. Der schlaue Italiener wußte Hülfe. Er war selbst so häufig in Verlegenheit, daß er in diesem Punkte Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit gehabt, und die Churfürstin lohnte ihm jede Mühe königlich. Er brauchte Geld. Im Laufe des Gespräches ließ er fein die Bemerkung einfließen, wie ganz anders ihre Stellung sein würde, wenn ihr zweiter Sohn anstatt des ältesten in Sachsen herrsche. Sie gab das zu, wie man einer flüchtigen Bemerkung Beifall zollt. Als er später wieder in seinen Briefen auf diesen Punkt zurückkam, antwortete sie ihm unbefangen, wie man mitunter Möglichkeiten in das Auge faßt, die uns als ganz unmöglich bekannt sind.

Der junge Churfürst hatte keine Ahnung von den Reiseplänen seiner Mutter, und als er sie erfuhr, konnte

er sie nur aus dem Grunde billigen, daß sie ihrer Gesundheit halber, dem Rathe ihres Arztes zu genügen, eine Luftveränderung suche. Woher sie die dazu nöthigen Mittel nähme, das fragte er nicht. Er kannte ihre Geldverlegenheiten, und wollte nicht in den Fall kommen, ihr aushelfen zu müssen.

Maria Antonia ihrerseits hoffte, daß ihre Goldmacher in ihrer Abwesenheit mit Erfolg ihre Arbeit fortsetzen würden, und sie bei ihrer Rückkehr dadurch allen Verbindlichkeiten nachzukommen im Stande sei.

Unter dem Namen einer Gräfin Brehna, begleitet von ihrem Arzte, dem Legationsrath Hegewald und einem geringen Gefolge, trat sie mit den ersten warmen Sonnenstrahlen ihre Reise an. Das erwachende Grün, die sprossenden Blüthen füllten ihre Brust mit wonnigem Gefühl. Wie eine im Schatten dahinwelkende Blume sich vor den Strahlen des Lichtes neu erschließt, so auch regte sich in ihren Adern ein neues Leben, als sie die erquickende Luft von den Bergen in sich sog, als die hohen Alpen mit ihren weißen Häuptern hoch vor ihr in den Himmel hinaufstiegen, und sie nun selbst den Weg über sie hin zu nehmen versuchte.

Verona war ihr erster Anhaltspunkt auf wälschem Boden. Mit eigenthümlichen Empfindungen durchlief sie diese alte Stadt mit den reizend gebauten Häusern mittel-

alterlicher Architectur, begab sie sich auf die Ruinen dieses Amphitheaters, dessen unzerstörbare Mauern Jahrtausenden getrotzt, und gedachte dabei jener deutschen Kaiser, ihrer Ahnherren, welche vor ihr hier gestanden, von hier aus auf das Land herabgeschaut, daß sie mit trügerischem Reize es zu erobern lockte, und Gut, Blut und Leben dafür von ihnen nahm. Die ganze Geschichte ihres Hauses trat dabei vor ihre Seele, die Streitigkeiten der Guelfen und Ghibellinen lebten vor ihr auf, und das Grab Romeo's und Juliens, diese zur Mythe gewordene Geschichte, beschloß den schönen Traum des römischen Kaiserthums in deutscher Fürstenhand.

Denkend und sinnend schwelgte sie in Erinnerungen, und webte aus Vergangenheit und Gegenwart ein Ganzes, zu dessen Schlußstein sie in ihren eigenen Gedanken sich selbst erhob.

Sie vergaß darüber, daß der Himmel Italiens nicht so blau, daß die Sonne dort nicht so warm, wie man es ihr geschildert; sie vermißte den Luxus ihres Schlosses in Dresden nicht, nicht ihre herrliche Capelle, nicht die Schaar ihrer Diener; sie war von den neuen Eindrücken hingerissen, und fühlte in den Wirkungen der äußern Welt auf ihre Sinne, daß sie lebe.

Wohl gedachte sie auch ihrer Kinder, wohl begrüßte sie freudig jede Nachricht von ihnen und zitterte für deren

Wohl; doch so oft das Herz einer Regung der Sehnsucht nachgeben wollte, klagte der Kopf sie einer Thorheit an; denn jene vermißten sie nicht, sie waren Oberhofmeistern, Gouvernanten und Bonnen übergeben, deren Sorgfalt sie vertrauen durfte und vertrauen mußte — das war ja fürstliches Hausgesetz. Königinnen können ihre Kinder nur mittelbar erziehen.

Das alte Bologna zog sie besonders an, nicht nur wegen seiner Geschichte und Bauart, sondern auch wegen seiner Malerschule. Unter den ewig langen Arcaden der düstern alten Stadt wanderte sie hin von Straße zu Straße, besichtigte die äußere Bauart der Häuser und ging dann erst zu dem Innern der Paläste über, diesen düstern, kalten Wohnungen des Adels, wo kein wärmender Kamin die Feuchtigkeit von den glatten Marmortafeln leckt und kein Ofen aus verborgener Tiefe eine wohlthätige Hitze an den Wänden fortlaufen läßt. Die alten Römer wußten ihre Gemächer herrlich zu erwärmen; bei ihrem feuchten Klima erkannten sie die Nothwendigkeit solcher Vorsorge und handelten dem entsprechend. Später erst kam den Italienern die Idee, ihr Klima erfordere keine Ofenwärme, und dieser Voraussetzung folgend erbauten sie ihre Häuser ohne eine Vorrichtung der Art für den Winter.

Jetzt ist es lange stehendes Gesetz geworden, zu

Ehren des italienischen Klima in Italien zu frieren und sich die Wohnungen ohne jegliche Vorsorge für den Winter zu denken. Kaiser Augustus trug drei schwere wollene Toga übereinander, wenn es in Rom regnete; die Söhne und Töchter des Nordens aber wandeln dort im Januar in den leichten Bekleidungen eines Julitages umher, und wundern sich, wenn die Malaria sie als Opfer fordert.

In Bologna traf Maria Antonia den Sänger Farinelli. Wir Alle wissen, wie froh es uns stimmt, auf fremdem Boden ein bekanntes Gesicht zu ertappen, und wie leicht wir dann einen Freund in einer uns fast fremden Person gewahren. Mit wahrem Jubel begrüßte sie daher den früher Gekannten, der eben erst von Spanien zurückgekehrt, ihr von dem dortigen Hofe, von ihrem Schwager und vor allem von ihrem Lieblinge Raphael Mengs und seinen in Madrid vollendet und unvollendet zurückgelassenen Arbeiten erzählte. Sie sollte ihn in Rom wiederfinden, und freute sich jetzt schon auf dieses Begegnen, das sie freilich der traurigsten Ursache, dem leidenden Gesundheitszustande des Künstlers verdankte, den das Klima Spaniens und vielleicht mehr noch seine zu anhaltende Arbeit bei den Frescons auf feuchten Wänden zu Grunde gerichtet.

An einem hellen Frühlingstage bestieg sie die Anhöhe, auf der das Kloster liegt, und beschaute von diesem

herrlichen Punkte aus die alte Stadt und die weite Ebene vor sich, die nur am äußersten Horizonte von den schönen Linien der Berge begrenzt ward.

Die Geistlichkeit Bolognas empfing sie auf das ehrenvollste. Eine katholische Fürstin verdiente jede Auszeichnung, und willig ließen sie sie einer Prinzessin angedeihen, deren Kenntniß ihrer eigenen Sprache, deren Talent als Dichterin ihnen schon so rühmlich bekannt war.

Ungerne nur trennte sich Maria Antonia von dieser alten Stadt, in der sie sich geistig jung gefühlt, und trauerte, daß diese guten Tage so schnell über ihrem Haupte hinzogen, während die bösen so ewig lang gewesen.

Ueber die Appeninen ging nun ihr Weg. Einsam, öde sah es in den Bergen aus, die Furcht vor Räuberhorden schreckte sie auf jedem Schritte empor, in jedem Vorübergehenden erblickte man einen Abgesandten der Banditen. Doch kam man, wie das häufig geht, auch diesmal mit der bloßen Furcht davon, und am Fuße der Berge angelangt, wo das kleine Städtchen Pistoja sie aufnahm, fühlte sie nun erst an der veränderten Luft, der reichen Vegetation, den Tinten der Landschaft, den reichen Farbenschmelz der untergehenden Sonne, daß sie den Boden Italiens wirklich betreten.

Maria Antonia war Malerin. Ihr für Zeichnung und Farben gebildetes Auge genoß daher doppelt, was die Natur und was die Kunst ihr zuführte; sie skizzirte, was sie zu behalten wünschte, und studirte die Methode der alten Meister in dem Untermalen der Lichtfarben, in der Mischung des Graus, zur Dämpfung der zu grellen Tinten. Jede neu erworbene Kenntniß war für sie ein neuer Genuß, die ihrem regen Geiste gebotene Nahrung befriedigte und beglückte sie. Ihr Verständniß für Alles, was sich Auge und Ohr bot, gewährte ihr eine innere Befriedigung, die sie auf's neue die Erkenntniß gewinnen ließ, nur in der Arbeit und in dem Streben bestehe das Glück.

Auf dem Stuhle Petri saß Clemens der XIV. Ihm war es nicht unbekannt, daß die Gesellschaft der Arcadia der Churprinzessin Maria Antonia Walpurgis von Sachsen den Preis für ihre italienischen Dichtungen ertheilt, und obgleich seitdem vom heiligen Stuhle aus Klagen gegen sie geführt worden, als ob sie sich der Ketzerei schuldig gemacht, so wollte er dieser kleinen Mißhelligkeiten jetzt nicht gedenken und Ermelinda Paléa mit aller ihrem Range und ihren Verdiensten gebührenden Auszeichnung empfangen.

In das weiße Cachemir-Gewand seines Standes gekleidet, die hohe Mütze auf dem Kopfe, empfing das

Haupt der katholischen Christenheit die nordische Fürstin. Er saß auf seinem Stuhle, der einem Throne gleich zu rechnen ist; sie durfte ihm die Hand, vielleicht auch den Pantoffel küßen, jede Demuth ihm gegenüber war einer Gläubigen angemessen, und die Beziehungen der Frau zu dem Manne, der Dame zu dem Cavalier, schwiegen vor dem höheren Amte des Priesters.

Die Cardinäle, in ihren goldenen Wagen mit zwei stattlichen Dienern hinten auf, fuhren bei ihr vor; die Herren Senatoren des römischen Rathes boten der Fürstin ihre Dienste an, und der alte Adel der ewigen Stadt folgte diesem Beispiele.

Geehrt, bewundert, geschmeichelt wie noch nie, vergingen der sächsischen Fürstin die Tage wie in einem glücklichen Traume. War sie es denn auch selbst, hätte sie sich fragen mögen, der so viel Gutes geschah; sollte ihr langes Leben voll steten Verzichtens wirklich noch eine so große, so glänzende Befriedigung ihr gewähren! —

Sie dankte dem Himmel gerührten Herzens für diese Gnade, die sie durch ihre Zweifel, ihre Hoffnungslosigkeit, ihr mangelndes Vertrauen nicht verdient zu haben sich anklagte.

Sie schrieb an ihre Freunde in der Heimath in der glücklichsten Stimmung, sie schrieb an den Churfürsten, ihren Sohn, und richtete ihm die Grüße des hei-

ligen Stuhles aus, sie schrieb an ihre Kinder, und wünschte, daß es allen so gut gehen möge, wie es ihr erging. Sie war zufrieden und befriedigt.

Raphael Mengs hatte sie gleich in seinem Atelier aufgesucht; noch bevor sie die Peterskirche gesehen, stand sie vor seiner Staffelei, blickte in sein jetzt eingefallenes Auge, das auch in dem kranken, schwachen Körper noch glühte von dem Eifer für seine Kunst und für alles Gute und Schöne.

Seine Gattin, die bewunderte Margerita, war jetzt eine stattliche Frau geworden, gesegnet mit zweiundzwanzig Kindern. Sie hatte den nordischen Winter nicht vergessen, sie gedachte mit Schrecken der dort verlebten Zeit, unter Menschen, die ihre Sprache nicht redeten, ihre Sitten verdammten und das lebensfrohe Kind des Südens an die stille Stube fesseln wollten.

Maria Antonia sah den Künstler mit Vergnügen in seinem Palazzo, in den glücklichsten Verhältnissen, was das äußere Leben betraf, und bedauerte nur, daß er seiner Lage nicht in dem Maße froh werden konnte, wie er es verdiente. Sie rieth ihm sich zu schonen, die Arbeit einzustellen, durch die Muße seinen Körper zu stärken. Aber er war kein strenger Wirth, verstand von Sparsamkeit sehr wenig, die Oeconomie des elterlichen Hauses hatte ihn gar nichts gelehrt, und seine große Familie,

verwöhnt durch seine Großmuth, würde eine Beschränkung bitter empfunden haben; trotz seines hohen Gehaltes also vom spanischen Hofe, trotz seiner vielen großen Arbeiten und bedeutenden Einnahmen, blieb Raphael Mengs ein armer Mann, der von einem Tage zum andern für sein Brod zu arbeiten genöthigt war.

Maria Antonia seufzte und schwieg. Innerlich beklagte sie schwer hier nicht helfen zu können, und fragend eilten ihre Gedanken nach Blasewitz, ob dort das Astralsalz wohl schon bereitet sei und Gold aus dem schwarzen Tiegel hervorlache.

Es ehrt den Menschen, mit seinem Herzen zu helfen, unsere Theilnahme an dem Wohl und Weh Anderer wiegt kein Gold auf; doch für die eigene Empfindung ist es oft schmerzlich dem guten Willen das Nicht-Können entgegen gesetzt zu finden.

Die schöne Seele eines Raphael Mengs ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, seiner gütigen Beschützerin zu beweisen, mit wie dankbarem Herzen er ihr anhinge; so eng gemessen ihm auch seine Zeit, so fand er immer noch die Muße, sie durch die Gallerien des Vatican zu begleiten und in den andern Kunstsammlungen ihr Führer zu sein, und wohin er selbst nicht mitzugehen im Stande, da ersetzte Hofrath Bianconi seine Stelle.

Rom, mit seinen Palästen, seinen Gräbern, dem

bunten Durcheinander einer großen Vergangenheit, einer armen Gegenwart und einem zerrissenen Stückchen Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert springend, machte einen eigenthümlichen Eindruck auf das Gemüth der Prinzessin. Nie war ihr die Vergänglichkeit aller irdischen Macht, aller irdischen Größe in so greller Beleuchtung vor die Seele getreten und die dadurch in ihr wach gewordenen religiösen Empfindungen, aus der Nichtigkeit des Menschenlebens gegenüber dem ewigen Fortschritte der Welt hervorgehend, ließen einen tiefen Nachhall in ihrer Seele zurück.

Sie besuchte die Sixtinische Capelle und hörte eine der berühmten alten Messen mit an, deren Ruf so weit verbreitet ist. Sie hatte dabei auf einen großen Genuß gerechnet, und fand sich getäuscht. Ihre Capelle in Dresden stand weit höher und leistet Vollendeteres. Hasse, das erkannte sie auf's neue, hatte sich unsterbliche Verdienste um Sachsen erworben, und sie, seine Schülerin, fühlte auch hier, wie fein er ihr Ohr für Harmonie und Ton gebildet.

Die großen Schöpfungen Michel Angelo's, auf welchen ihr Auge zugleich ruhte, konnte sie weniger verstehen und darum auch nicht bewundern. Die Kunstbildung ihres Zeitalters ging mehr dem Schönen nach, als dem Wahren, und diese kräftigen, herkulischen Gestalten,

diese Genien und bösen Geister, dieser Kampf feindlicher Mächte, berührte sie unangenehm, weil sie in der Kunst Versöhnung und Frieden suchte. — Raphael Mengs erklärte ihr wohl, daß Angelo's großes Verdienst in der richtigen Zeichnung liege, daß er die Anatomie des menschlichen Körpers verstanden, wie Keiner, und jede Bewegung der Seele mit einem entsprechenden Act der Muskeln bezeichnet. Sie bemühte sich diese Erklärung zu verstehen, sie sann dem nach, was er ihr darüber gesagt; doch kam sie immer wieder auf ihr erstes Wort zurück, es sei die Schönheit der Form in der Kunst eine Hauptsache, und was das Auge unangenehm berühre, finde keine Geltung, habe auch keine Berechtigung zu plastischer Gestaltung. —

Reich an neuen Eindrücken, mit neuem Muthe für das Leben, kehrte sie mit dem Sommer in die Heimath zurück, voll Sehnsucht nach den Ihrigen. Sie nahm ihren Weg über München, um dort den geliebten Bruder zu begrüßen und einige frohe Tage mit ihm zu verleben.

Der Churfürst Maximilian Joseph holte seine Schwester feierlich ein und führte sie nach Nymphenburg, seinem bei München gelegenen Lustschlosse, wo sie so gerne weilte. Hier überraschte sie Neumann durch einen Besuch. Auf einer neuen Kunstreise nach Italien begriffen, hatte er diesen Umweg gemacht, seine gütige Beschü-

tzerin zu begrüßen und ihr Kunde zu bringen aus ihrer Heimath.

Nun wurde am Hofe Musik getrieben, wie früher, der Churfürst holte sein Violoncello hervor, oder auch seine Violine, oder die Gambe *), und begleitete seine Schwester; dazwischen wurde Neumann aufgefordert, sie zum Gesange zu begleiten, mitunter nahm man auch mehr Hülfe in Anspruch und führte größere Sachen aus; zum Geburtstage Maximilian Joseph's aber mußte Neumann zwei von Maria Antonia gedichtete Cantaten in Musik setzen, womit sie ihren Bruder zu überraschen und zu erfreuen wünschte.

Auf diese einfache Weise erheiterten beide Geschwister ihr Leben und brachten ihre Tage auf eine für sie unvergeßliche Weise zu; denn in dem Leben für die Künste bestand ihr Glück.

Neumann mußte seine Abreise hinausschieben, man ließ ihn sobald nicht los, und die Wünsche Maria Antonia's waren ihm Befehle.

Der englische Tenorist Burney, auf einer Wanderung durch Deutschland begriffen, um sich von dem Fortschritte der Musik zu unterrichten, kam um diese Zeit in München an und ließ sich der Churfürstin Witwe von Sachsen

*) Burney, State of music in Germany.

vorstellen. Da er eben erst in Dresden gewesen war, kannte er bereits die Verdienste dieser Fürstin um die Künste und wußte, wie viel sie selbst darin leistete. Um so interessanter war es ihm, durch die Gelegenheit begünstigt, sie hier kennen zu lernen.

Maria Antonia empfing den fremden Gast auf das huldvollste und steigerte seine gute Meinung von ihr durch eine Unterhaltung in seiner Muttersprache. Als sie von ihm erfuhr, worin der Zweck seiner Reise bestehe, lud sie ihn sogleich ein, am Abend einer Probe ihrer Oper „Palestris" beizuwohnen, und verbreitete sich dabei in Bemerkungen über die Kunst und Literatur, den Geschmack des englischen Publikums, den Fortschritt der Bildung in seinem Vaterlande, die ihn mit Erstaunen und Bewunderung erfüllten. Das waren nicht Phrasen, wie andere Prinzessinnen sie eingelernt, um das Ohr ihres Hörers zu kitzeln; das waren ernste, gediegene, selbständige Urtheile, gereift in ihr durch Nachdenken und eigene Versuche. Sie sprach mit ihm von Hasse und seinem Wirken an ihrem Hofe; sie beklagte noch jetzt seinen durch die Umstände gebotenen Verlust, und nannte ihm Neumann als seinen Nachfolger, den er hier kennen lernen würde.

„Sie können mir es glauben," sagte sie im Laufe des Gespräches, „wir Deutschen übertreffen die Italiener

an gründlicher Bildung in der Musik, und in nicht gar langer Zeit wird man das allgemein anerkennen müssen. Ueberhaupt werden Sie ein reges, geistiges Streben unter uns vorherrschend finden, das die schönsten Hoffnungen für unsere Sprache und Literatur, so wie für unser Kunstleben ausdrückt."

Wenn alle Fürsten einen Einfluß übten gleich Ihnen, hätte Burney erwidern mögen; doch, das Compliment nicht passend findend, schwieg er, und als Maria Antonia ihn jetzt verabschiedete, empfahl er sich bis auf Wiedersehen in der Probe.

Eine Einladung zum Hofconzerte folgte dieser ersten Begegnung. Diesmal sang Maria Antonia selbst, mit schwacher Stimme freilich, aber nach einer vortrefflichen Methode. Es war ein Gesangstück aus ihrer eigenen Oper, das sie zum Vortrage gewählt, Neumann accompagnirte sie dabei am Spinet, und der Churfürst Maximilian Joseph und Carl Körner, ein berühmter Virtuose seiner Hofcapelle, spielten Beide die Violine dazu.

Als eine Pause eintrat, winkte die Fürstin den Engländer zu sich heran.

„Sie wundern sich wahrscheinlich, daß ich ohne Stimme singe," sagte sie lächelnd; „aber es gewährt mir Vergnügen und meinen Bruder erfreut es. Ich

hatte sonst mehr Ton, und könnte auch jetzt stärker noch intoniren, wenn ich mir damit nicht zu schaden fürchtete. Die große Eile, mit der ich meine Reise durch Italien gemacht, die ungewohnte Anstrengung und die dortige Sitte, die Unterhaltung in der italienischen Sprache sehr laut zu führen, haben meine Brust angegriffen; bei meiner zahlreichen Familie und mancher schweren Krankheit ist mein Körper ohnehin nicht stark, ich muß daher sehr vorsichtig sein, wenn ich meine Stimme nicht ganz einbüßen will."

Burney warf ihr ein, daß sie in einem so edlen Stile singe und das Recitativ so vortrefflich in der Weise der großen alten Meister der besten Zeiten spräche, daß er ihr wahrhaft dankbar für den Genuß dieses Abends sei.

„Es freut mich, daß Sie zufrieden sind mit dem, was wir Ihnen bieten können," sagte sie freundlich. „Mein Bruder spielt nicht übel, nicht wahr? Besonders auf der Gambe muß man ihn loben."

„Ich möchte ihn darin dem berühmten Abel an die Seite stellen," erwiderte Burney mit aufrichtiger Anerkennung.

„So weit wollen wir nicht gehen," erwiderte sie lächelnd; „denn wir, die wir nur Dillettanten sind, kön-

nen nie erwarten, solchen Meistern zu gleichen. Selbst bei gleichem Genius mangelt uns Uebung und Erfahrung."

Burney schied von der Prinzessin, auf das höchste eingenommen von ihren Vorzügen, und wie früher sein Compatriot, Sir Hanbury Williams, so schilderte auch er sie in den Denkwürdigkeiten seines Aufenthaltes in Deutschland, voll bezaubernder Liebenswürdigkeit und der gewinnendsten Unterhaltungsgabe.

Hofrath Bianconi schrieb Maria Antonia bald nach ihrer Ankunft in München, der Papst habe die Magistratspersonen von Rom noch drei Monate länger in ihren Aemtern bestätigt, in Anerkennung der Ehre, welche sie genossen, der geistreichen begabten sächsischen Fürstin während ihres Aufenthaltes in der ewigen Stadt zu Diensten gewesen zu sein.

Voll dieser heitern Eindrücke trat sie endlich ihre Rückreise nach Dresden an. — Die Stimmung unseres Gemüthes überträgt sich meistens auf die Gegenstände, wir sehen mit andern Augen, wir hören mit andern Ohren, wenn wir froh und fröhlich sind; so wie der mattere Pulsschlag, die Trauer der Seele, selbst den wolkenlosen Himmel zu umdüstern vermag.

Mit einer Art Ueberraschung bemerkte die Fürstin das wohl angebaute Erdreich, die schönen Waldungen, die überall regen, fleißigen Hände der Bewohner dieses

schönen Ländchens, das durch seine Industrie die Nachwehen der bösen Kriegsjahre schon zu verschmerzen begannen. Sie mußte sich bekennen, daß man Italien auch überschätzen könne, daß diese Seite der Schönheit eines Landes dort nicht zu finden.

Als sie nun das Elbthal vor sich sah, die Thürme Dresdens vor ihr auftauchten, sie endlich Brücke und Schloß zu unterscheiden vermochte, da lachte es in ihrem Herzen auf vor froher Erwartung des Wiedersehens, und alle peinlichen Erinnerungen der Vergangenheit waren begraben, während sie ihre geliebten Kinder an die jubelnde Brust drückte.

Sie bemerkte nicht gleich, daß der Churprinz sie kühl empfing. Sie war an ihm so wenig Wärme gewöhnt, daß es ihr nicht auffallen konnte. Bald aber wurde sie es in den Mienen Anderer gewahr, wie er gegen sie empfand.

Sie hätte ihrem Vergnügen gelebt und große Summen verwendet, so hieß es, während das Land noch an den tiefsten Wunden blutete und die Regierung sich in Mitteln erschöpfte den Credit zu heben. Sie hätte mit freier Hand Gold ausgestreut, während ihr Sohn die ersten Kupferpfennige in dem silberarmen Lande prägen ließ, und die ersten Cassenbillets, 1,500.000 papierene Thaler ihren Weg unter das Volk nehmen sollten. Der

stumme Vorwurf in seinen Mienen theilte sich unmerklich seiner Umgebung mit und wurde ein beredter Ankläger gegen sie. Dadurch verstimmt, zog sie sich in ihre Gemächer zurück, und wagte Niemandem zu gestehen, wie glücklich sie gewesen.

Gegen den Chevalier d'Agdolo allein sprach sie sich über ihre Reise aus; ihm erzählte sie, wie man sie geliebt und geehrt, und auch — wie schwer ihre Schulden sie jetzt drückten, die sie mehr als je als Geheimniß behandelt wünschte, die sie jetzt um jeden Preis und durch jedes ihr zu Gebot stehende Mittel zu decken entschlossen war; denn Jungnickel hatte noch immer kein Astralsalz bereitet.

Neuntes Capitel.

Die Rückkehr.

Still zogen die Tage jetzt wieder an Maria Antonia vorüber. Aeußerlich bewegte nichts ihr Leben. Den innerlich nagenden Wurm ahnte kein sterbliches Auge. Nur mit sich selbst und ihrem Gewissen rechtete sie über diesen Sturm in der verschlossenen Brust.

Wir wollen nicht nur säen, wir wollen auch ernten,

und die ihr gereiften Früchte schmeckten so herbe. Sie fühlte sich einsam, einsamer denn je. Ihre Abwesenheit hatte ihr gezeigt, wie gut man sie zu entbehren vermochte, und diese Ueberzeugung war Gift für ihr Herz, verlieh ihrem Selbstgefühle einen Todesstoß. Sie hatte ihr ganzes Leben dem Wohl und Weh Anderer gewidmet, und diese Anderen bedurften ihrer nun schon nicht mehr.

Um sich vor sich selbst zu retten, eilte sie, ihr Herz durch neue Werke der Menschlichkeit zu erwärmen und dadurch den Tod aller Empfindungen von sich abzuwehren. Sie rief in ihrer Erinnerung die jungen Künstler hervor *), denen sie durch ihren Schutz und ihre Unterstützung einen Lebensweg gebahnt; sie gedachte der Zeiten, wo sie, neben dem kranken Gatten, allen Gräueln des Krieges getrotzt und unermüdlich thätig für das Wohl des Landes sich erwiesen; sie fühlte, was sie als Mutter und als Regentin geleistet, und versuchte es, in diesem Bewußtsein ihrer Verdienste eine Genugthuung zu finden; doch ach! die besten Entschlüsse schwinden, wenn der Augenblick ihre Stärke zu bewahren erscheint und uns

*) Außer Neumann verdankten ihr noch Franz Seydelmann und Joseph Schuster, die bekannten Dresdner Kirchencomponisten, Unterstützung; ebenso bahnte sie der berühmten Mingotti mit der noch berühmteren Mara ihren Weg. Julius Petzold.

mit Demüthigungen droht, die wir unverdient hinnehmen sollen.

Wie ein Hauch wehte es jetzt durch die Lüfte, der Churfürst sei mit seiner Mutter unzufrieden. Kein Wort war der Lippe des jungen Mannes entflohen, keine Miene hatte eine Verstimmung ausgedrückt; doch die Höflinge ahnen, was ihnen nicht mitgetheilt wird, und ihr Instinkt belehrt sie über manches, das als verschwiegene Wahrheit ein ewiges Geheimniß bleiben sollte. — Man schmeichelte Maria Antonia jetzt nicht mehr um ihres Sohnes willen, und ließ sie fallen. Ihr gekränkter Stolz verzieh dies nicht. Ueber eine passive Beleidigung kann man keine Klage führen, und kann sie auch nicht rächen; um so empfindlicher aber trifft sie uns, und ruft die eigene Ohnmacht zu einem Gefühle von Rache empor, die man auch Selbsthülfe nennen könnte; denn wer möchte nicht gerne einer Last sich entledigen, die ihn drückt, wer möchte nicht seines eigenen Schicksals Schmied sein!

Maria Antonia war zu stolz, um eine Ausgleichung zu versuchen, um sich auf eine Vertheidigung einzulassen, wo sie nicht einmal angeklagt war. Sie fragte sich, mit welchem Rechte ihr Sohn sich anmaßen dürfe, der Richter ihrer Handlungen zu sein, mit welchem Rechte er ihre Reise ihr vorwerfen könne, da sie von ihm das Geld nicht gefordert, um sie zu bestreiten. Eine Mutter

duldet es nicht, in ihrem Kinde ihren Richter zu sehen. Ihre ganze Natur empört sich gegen eine solche Stellung. Dieser Theil von ihrem Selbst bleibt ihrem Gefühle nach ihr stets so nahe verwandt, wie die Glieder ihres Körpers, und schwer genug schon fällt es ihr, in dem heranwachsenden Sohne, in der zur Jungfrau gereiften Tochter eine Individualität und einen dem ihrigen entgegengesetzten vernünftigen Willen zu erkennen. Zwingt sie sich dazu, vermöge ihres Verstandes, ein solches Hervortreten der Persönlichkeit in ihren Nachkommen als berechtigt zu gestatten, so wird sie nie und nimmer einräumen, daß diesem Gewährenlassen von ihrer Seite — diesem höchsten Acte ihrer mütterlichen Selbstverleugnung — nun noch das Sich-fügen in den Willen ihres Kindes folgen könne. Hier stößt sie an die Grenze ihrer Duldsamkeit. Ein Schrit noch, und — der geliebte Sohn wird ihrem Herzen ein Fremder — ja oft ein Feind.

Die unglückliche Fürstin hatte diesen Punkt erreicht. Der Weg dahin, mit tausend Dornen für sie bepflanzt, war ein langsamer gewesen; sie hatte oftmals Halt gemacht und ihr Auge an dem einzelnen grünen Blättchen geweidet. Jetzt konnte sie auch das nicht mehr.

Vor dem Wilsdruffer Schlage wurde heute ein junger Mensch von achtzehn Jahren lebendig verbrannt, weil er Feuer angelegt. Diese Strafe, die grausamste,

welche das Gesetz zu verleihen im Stande, erschütterte die Churfürstin tief. Nur Märtyrer haben sie mit Muth zu überstehen vermocht. Sie hörte das Laufen der Menge auf den Gassen, sie wußte, daß sie hinströmten, um den Unglücklichen leiden zu sehen, und es zog ihr Herz zusammen, daß sie hier nicht „Gnade! Gnade!“ rufen durfte.

Ihre Einbildungskraft suchte ihr den Schmerz vorzustellen, den der Verurtheilte empfinden müsse, wenn die hellen Flammen um seinen jungen Körper zusammen schlügen. „Ach! es ist doch schwer vom Leben scheiden, so lange man mit Hoffnungen sich trägt,“ sprach es in ihr.

Sinnend stand sie noch auf derselben Stelle, als der Strom der Neugierigen sich wieder verlaufen. Einst und Jetzt! dachte sie dabei. „Meinem Schwiegervater August, selbst Graf Brühl hätte ich meine Fürbitte vorgelegt; meinem Sohne? — Ach! Dem gilt das Wort seiner Mutter wenig!“

Solche Selbstgespräche, und sie machten jetzt ihre Unterhaltung aus, sind gefährlich. Ein Tropfen Wasser höhlt im Laufe der Jahre einen Stein aus; wir spielen mit der Gefahr, bis wir ihre Beute werden. Indem ihr gekränktes Herz in ihren Selbstbetrachtungen die eigenen

Wunden stets auf's neue bluten ließ, wurden sie endlich unheilbar.

Sie schrieb jetzt seltener an Friedrich von Preußen, vielleicht weil die eigene Stimmung sie zu sehr beherrschte, um unbefangen nur von Künsten schwatzen zu können und seinen Grundsätzen der Philosophie, die sie nicht trösteten, jenes Gewicht beilegen zu können, welches der Weise von Sanssouci von einer Dame, die er verehrte, erwartete. Unheimliche Stille trat in ihren Lebensverhältnissen, während sie grade der äußern Anregung so sehr bedurfte, um daran einen Ableiter für die Glut ihres Innern zu finden.

Die Freimaurer-Loge kaufte damals grade einen Flügel der einstmaligen Menagerie des Grafen Brühl an, um eine Freischule für Knaben und Mädchen darin anzulegen, ein Vorhaben, das um so lobenswerther war, weil bei der immer noch herrschenden Noth so wenige Eltern nur für die Erziehung ihrer Kinder Sorge tragen konnten. — Maria Antonia hörte von diesem Plane und eilte das Gebäude in Augenschein zu nehmen, bevor es seine neue Einrichtung erhalten. Mit seinem Schwinden ging auch ihr ein Stückchen Vergangenheit verloren. Die Feste, die dort gegeben, bildeten Lichtpunkte ihrer Vergangenheit. Wie wir stets geneigt sind das Ferne dem Nahen vorzuziehen, so auch blickte sie mit jedem Jahre

lieber auf die Hofhaltung August's III. zurück, und fand in den kleinen Rechten, welche Graf Brühl ihr gestattet, eine Vergünstigung, die sie ihrer gegenwärtigen Lage entgelten ließ. Sie meinte, der Minister ihres Schwiegervaters habe ihr weit mehr Auszeichnung bewiesen, wie der ihres eigenen Sohnes, und ihr Einfluß zu jener Zeit habe in keinem Verhältniß gestanden zu ihrer jetzt ganz dunklen Stellung. Auf ihrem Hinwege bemerkte sie, daß man die Schanzen am Ostragehege abzutragen im Begriffe war. Auf jedem Schritte wandelte sie somit auf einem Boden der Vergangenheit und wurde dadurch zu Vergleichen geführt, welche, wie alle Vergleiche, dem Frieden unseres Gemüthes am wenigsten zuträglich sind.

Als sie nach Hause kam, unterzeichnete sie einen jährlichen Beitrag von 200 Thalern zum Unterstützungsfond der Schule, deren wohlthätigem Zweck sie ihren ganzen Beifall zollte.

Die Regierung erstreckte nach allen Seiten hin ihre Thätigkeit, um dem Volke aufzuhelfen, das in seiner Armuth allen Gesetzen der Ordnung Hohn sprach, und das Lob des jungen Fürsten, der so weise die Verwaltung leitete, verbreitete sich bald überall. Selbst Friedrich der Zweite sprach ihm seine Hochachtung aus. Doch die eigene Mutter fand kein warmes Wort seines Lobes. Er that es ohne sie, er konnte nicht nur ihres Rathes,

sondern auch ihres Beifalls entbehren — das war genügend.

Diebstähle, Einbrüche fanden statt; Räuberbanden zogen bei nächtlicher Weile umher; auf die dunkeln Straßen wagte sich Niemand mehr ohne Laterne hinaus. Es war ein schauerlich, düsterer Winter, den keine freudige Begebenheit erhellte.

Die Prinzessin Maria Amalia war herangewachsen, dem Churfürsten wurden Anträge für seine Schwester gemacht, und er sagte sie dem Prinzen Carl August von Pfalz-Zweibrücken zu. Auch die Verheirathung einer Tochter war also der Mutter aus der Hand genommen; die Kinder einer Fürstin sind das Eigenthum des Staates, der sie erhält, ausstattet und seinen politischen Interessen gemäß versorgt.

Maria Antonia malte und las, und suchte die Welt zu vergessen, die ihrer vergaß. Die prächtige Hausbibliothek der sächsischen Prinzen verdankt ihr die Entstehung und machte mit ihren eigenen Werken in gewissem Sinne den Beginn zu ihrer jetzigen Ausdehnung. Das Theater, nicht mehr wie früher durch hohe Protection gestützt und gepflegt, brachte, was der Zufall wollte; die italienische Oper nährte sich von den Resten der neuesten Vergangenheit.

An Dedicationen von Büchern und an Zuschriften

fehlte es Maria Antonia nicht; denn noch immer war sie es, welche an der Spitze aller Frauenbildung stand, und auch nie wohl hat eine Prinzessin sie darin übertroffen. Dergleichen schmeichelhafte Zusendungen fingen jedoch an, ihr mehr eine Last als ein Vergnügen zu sein, und gerne hätte sie ihrer entbehrt.

Der letzte Sohn August des Starken, der Chevalier de Saxe, starb, und mit ihm begrub man seine Zeit. Der Hof legte um ihn Trauer an, Churfürst Friedrich August befahl, den Bruder seines Großvaters mit allen Ehren eines Prinzen seines Hauses zu bestatten. In seinem Gartenhause vor dem Pirnaischen Thore legte man ihn auf einem Paradebette aus, und die schaulustige Menge strömte herbei, den geschmückten Leichnam eines altersschwachen Mannes zu beschauen, wie sie kurz zuvor einen Jüngling den Martertod in den Flammen hatte finden sehen.

In voller Uniform und den schwarzen Malthesermantel lag der Verstorbene da, während ihm zur Seite sechs Capitäne Wache hielten. Neben ihm auf einem Kissen lagen seine Handschuhe und seine Sporen, sein Helm mit dem Ordenszeichen der Malthesers, sein Degen, sein Commandostab, der Heinrichs- und der weiße Adlerorden. In diesem Aufzuge nahm er schweigend Abschied von der Welt und Jenen, welche ihn darin gekannt.

Auch Maria Antonia begab sich zu ihm hin, in einer Stunde, wo keine Fremden zugelassen wurden, und sprach ihr letztes Wort mit ihm. Sie hatte nun schon manches Glied aus ihrer Mitte scheiden sehen und immer ernsteren Blickes folgte sie ihnen auf ihrem letzten Wege nach. Mit diesem nun begrub sie den letzten Rest der alten Zeit, der alten guten Zeit, die wir so gern heraufbeschwören möchten, sobald sie nicht mehr ist, während wir in der Gegenwart nicht zu sehen vermögen, was eines Tages in der Erinnerung aus ihr emporzuwachsen möglich.

Ein prachtvolles Leichenbegängniß bestattete diesen letzten Sohn August des Starken zu Grabe. Ihm voran marschirte die Artillerie mit zwölf Achtpfündern und Munitionswagen; dann folgten die Chevaux legers, die Garde du corps, zwei Bataillone Leibgrenadiergarde und ein Bataillon Prinz Xaver. Die Musikanten bliesen einen Trauermarsch; ihnen folgten die Livrée-Bedienten und Hausoffizianten und das prächtig aufgezäumte Freudenpferd, worauf der geharnischte Stallmeister mit dem Leibdegen des Verstorbenen saß, begleitet von der Freudenfahne. Dann kam das Trauerpferd, mit Schwarz behangen, und die Trauerfahne. Die Trauermarschälle trugen das Trauerwappen. Nun folgten auf fünf weißen Atlaskissen die Insignien, seine Handschuhe und Sporen,

der Helm mit dem Federbusche und dem Malthheserordenszeichen, die Feldbinde, der Degen und der Commandostab und dann die Orden. Ein sechsspänniger Leichenwagen schloß sich daran, auf dessen Decke die Wappen sich befanden und das silberne Kruzifix. Sechzehn Unteroffiziere geleiteten diesen, nebst vier Stabsoffizieren und acht Capitains. Dann kam das Gefolge, ein Hoffourier, dann zwei Marschälle, und nun der Herzog von Kurland, sein Neffe und sein Erbe, begleitet von den beiden Generaladjutanten des Verstorbenen. Zwei Grafen Cosel übernahmen die Rolle der Leidtragenden, nebst Graf Bellegard und Graf Mosczinsky. Paarweise folgte der Rest der Offiziere und Beamten, welche sich dem ewig langen Zuge angeschlossen. Langsam ging der Zug die Lange Gasse hinauf zum Pirnaischen Thore herein über den Neumarkt, die Auguststraße entlang, zwischen katholische Kirche und Schloß durch nach dem Taschenberge, dann durch die Schloß- und Wilsdruffergasse nach Friedrichstadt auf den katholischen Kirchhof. Hier hielt der Oberstlieutenant von Dürfeldt eine Standrede, dann wurden die Kanonen dreimal gelöst, und die Erde empfing, was sie gegeben — ein menschliches Dasein — zurück.

Maria Antonia hatte den Zug vorübergehen sehen und schloß sich darauf in ihren Zimmern ein. Selbst ihre Söhne Karl und Anton konnte sie heute nicht sehen.

Der Jugend schnelles Ueberwinden einer traurigen Empfindung vermochte sie nicht zu theilen, und die religiösen Ansichten ihrer Kinder, geweckt durch den Einfluß von Priestern, welche damit dem ihrigen Trotz boten, berührten sie unangenehm, während sie sie schweigend gewähren lassen mußte, um den heiligen Vater nicht wider sich einzunehmen. —

Der Winter hatte wieder deutsche Schauspieler nach Dresden geführt, denen Maria Antonia wie früher ihre Gunst zuwandte und bei deren Vorstellungen sie eine gewünschte Zerstreuung fand. Sie hatten jetzt Minna von Barnhelm einstudirt, womit sie die Churfürstin überraschten. Später gaben sie auch Clavigo von Göthe, und nachdem diese beiden Stücke auf die Bühne gebracht, konnte die Zukunft des deutschen Schauspiels keinem Zweifel mehr unterliegen. Zur Abwechslung schaltete man Dramen von Goldoni ein, die damals ihre großen Bewunderer fanden, während sie heute von unsern Theatern verschwunden sind.

In diesen Kunstgenüßen vergingen die langen Abende des Winters, und der Frühling brachte die Hoffnung auf einen Ausflug in die Bäder oder sonst eine Veränderung, wodurch die Seele sich zu neuer Spannkraft stärkt und ihrem ewigen Repetiren erlittener Pein ein kurzes Ziel gesetzt wird.

Maria Antonia schrieb dazwischen an Friedrich den Großen:

„Vielleicht war es im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich Alles dulden sollte im Leben; in dem Falle, meine ich, hätte man mich besser verzeichnen können, doch werde ich mich darum nicht weniger fügen. Wenn ich seit meiner Jugend jeden bittern Tropfen aus dem Kelche des Lebens gekostet, so ist mir dafür auch oft das Süße zu Theil geworden. Einmal habe ich nur gesagt: Es ist alles ziemlich einerlei, und zehnmal: es ist alles so gut wie es sein kann; als ich aber in Potsdam war, da fand ich es hienieden ganz vortrefflich. Doch diese Tage des Glückes liegen nun wie ein schöner Traum hinter mir."

Solche Resignation, wie sie sie wohl in einzelnen Momenten in einem Briefe aussprach, blieb ihr jedoch nicht lange getreu. Man schreibt nur dann, wenn man sich auch zum Schreiben aufgelegt fühlt, und was man in den Zwischenstunden empfindet, denkt, wünscht oder träumt, das steht nicht zwischen den Zeilen verzeichnet.

Zehntes Capitel.

Die Geisterbeschwörung.

Hinter der Brühl'schen Terrasse in Dresden liegt versteckt ein unscheinbares Gebäude, aus grauem Sandstein aufgeführt, mit einem mächtigen Portale, das einen Balcon trägt. Die heiteren Fenster dieses Hauses blickten einst auf die starkbefestigten Mauern der Stadt, während sie jetzt auf die abgetragenen Wälle herabschauen, denen ein Gärtner eine reiche Flora botanischer Gewächse abgewonnen hat.

Dies von der Zeit geschwärzte, alterthümliche Gebäude führte einst den Namen eines Palais und war Eigenthum des Chevalier de Saxe. Bei seinem jetzt erfolgten Ableben hatte sein Neffe, der Herzog von Kurland, davon Besitz genommen, als einziger Erbe seines reichen Onkels.

August der Starke war ein großmüthiger Fürst gewesen, der seine natürlichen Söhne nicht unbedacht gelassen. Der Chevalier de Saxe hatte nie verschwendet, man vermuthete also in seinem Nachlasse reiche Schätze zu entdecken. Der Herzog von Kurland hätte davon

Gebrauch zu machen gewußt. Er dachte sinnend darüber nach, wo sie versteckt sein könnten.

In den hohen Zimmern des ersten Stockes strahlte ihm jetzt sein Bild von den Spiegelwänden zurück, während sein Blick unruhig auf den alten Gobelins weilte, welche abwechselnd dazwischen die von Vergoldungen strotzenden Wände zierten. Sollte ein verborgener Wandschrank hier irgendwo Verstecken spielen, und was er suchte, bergen? Ein verzehrender Durst nach den Schätzen seines Onkels sprach aus seinen Blicken. Die Sucht nach Gold, ob sie in den Minen Californiens ihre Befriedigung suche, oder in der Diggings Australiens ihr Ziel finde, spricht sich immer in gleicher Weise auf dem menschlichen Angesichte aus. Es ist die Gier des Besitzens ohne Verdienst, welche den Zügen einen unangenehmen Ausdruck der Unruhe verleiht, die uns unheimlich berührt.

Der Herzog trat jetzt in die lange Gallerie ein, welche an die Gesellschaftszimmer stieß. Bilder seiner Ahnen zierten hier die Wände. Die Prachtliebe seiner Vorfahren sprach sich in diesen Decorationen aus. Diese Räume gehörten ihm jetzt an; aber — war denn das Alles? Alles, was ihm hinterlassen?

Lange wanderte er hier auf und ab, in tiefes Sinnen verloren. „Daß die Todten nicht auferstehen!“

sprach er in sich. „Nur eine Frage, nur eine einzige Frage beantwortet, und mir wäre geholfen.“

Doch — standen denn die Todten nicht wirklich auf? Nicht von dem ewigen Gerichte zu reden, nicht von dem großen Tage, wo sie, ihre Seelen suchend, zu einem neuen Leben eingehen, nein; hatte nicht die Kunst, die Wissenschaft, oder wie man es sonst benennen will, ein Mittel gefunden, sie aus ihrem Schlafe zu erwecken und den Sterblichen Rede zu stehen gezwungen? Hatte Schröpfer ihm nicht versichert, daß dem so sei? Hatte er ihm nicht seine Dienste dazu angeboten?

Ob er es versuchte? Ob er seinen Onkel aus seinem letzten Ruheorte hervorkommen ließe und ihn befragte, wo er seine Schätze versteckt?

Seine Schätze! Holder Klang des Wortes, der dem Ohre schmeichelte. Doch schämte er sich fast, indem er sich dem Geiste mit dieser Frage gegenüber dachte; erröthete vor sich selbst, indem er in seinen Gedanken den strafenden Blick erspähte, womit dieser seine Antwort begleitete.

Und dennoch! — Ja, dennoch mußte es sein. Er hatte auf dies Vermögen Rechnung gemacht, er konnte es jetzt nicht entbehren, er mußte um jeden Preis entdecken, wo es verborgen sei.

Zu diesem Entschluße gekommen, zögerte er nun

nicht länger, ein bis dahin gefürchtetes Vorhaben aus-
zuführen.

Schröpfer wurde zu ihm entboten. Noch heute, noch
in dieser Nacht sollte er den Geist des Chevalier de Saxe
erscheinen lassen. Er mußte Gewißheit erhalten.

Wie sich Maria Antonia hatte von Jungnickel bethö-
ren lassen, so hatte dieser Schröpfer mit seiner Magie und
seinen heimlichen Künsten den Herzog von Kurland für
sich eingenommen. Beide wurden Adepten dieser Schwarz-
künstler, weil Beide auf diesem Wege zu erreichen hoff-
ten, was ihnen sonst nicht möglich war. So theilt sich
stets die Welt in Jene, die betrügen, und Jene, die sich
gern betrügen lassen, sobald der eigene Vortheil sie zu-
sammenführt.

Der Geisterseher von Schiller dankte dieser Manie
seiner Zeit die Entstehung, ja selbst im Faust klingt noch
etwas davon nach.

Voll Erwartung, voll Unruhe sah der Herzog dem
Augenblicke entgegen, der die Erfüllung seiner Wünsche
bringen sollte. Schröpfer hatte die Weisung erhalten, den
Geist zu berufen, und war fortgeeilt die Vorbereitungen
zu treffen, und seine Verehrer zu benachrichtigen, es sei
der große Augenblick gekommen, um seinen Spruch zu
sprechen, der den Todten in seiner Grabesruhe erweckte.

Die Augustsonne hatte während des Tages heiß ge-

brannt. Die Stunden schlichen. Es dämmerte jetzt, und dem Herzoge wurde es fast unheimlich in dem weiten Gemache; er trat an das Fenster und sah zum Himmel hinauf, wo aus zerrissenen Wolken des Mondes falbe Strahlen brachen und ein momentanes Streiflicht auf die Umgebung fallen ließen. Ihm war, als ob hier Todte tanzen. Wäre er mit einem zweiten Gesichte begabt gewesen, so würde er mehr noch gesehen, so würde er die Gallerie entlang Skelett an Skelett gestellt erblickt haben, wie sie heute dort in Reihen stehen und uns den Tod in jedem Lebensalter vor das Auge führen; so wäre sein Palais ihm zu einem Clinicum umgewandelt worden, wo das werdende Leben, wie das greise Alter eine Stätte finden. Er aber schaute nur in die Gegenwart hinein, und sein geblendetes Auge gewahrte nur seiner Ahnen zornige Mienen, welche ihm von den Wänden herab zu drohen schienen ob seines unritterlichen Vorhabens, nicht ahnend, daß sie noch Schlimmeres hier zu schauen bestimmt.

Eine Minute lang wurde er, durch seine Einbildung geschreckt, fast unschlüßig; doch der Gelddurst siegte über jede Bedenklichkeit auf's neue. Mit dem Chevalier de Saxe war auch die Chevalerie zu Grabe gegangen, nicht um die Ehre streitet ja mehr die Welt, sondern um Gewinn; Könige und Prinzen wurden von da an zu

Speculanten, Alle handeln jetzt, Alle wuchern und thun es einem Rothschild darin gleich, nur mit geringerem Geschick — darin besteht der ganze Unterschied.

Ein Schritt wurde jetzt hörbar, und freudig horchte der Herzog auf, denn die Einsamkeit fing an ihm peinlich zu werden. Ein Engländer, den Schröpfer zum Zuschauen geladen, ließ sich melden. Zuvorkommend begrüßte ihn der Herzog. Bald folgten andere Gäste. Endlich waren ihrer zwanzig beisammen, voll schauriger Erwartung dessen, was da kommen sollte.

Die Unterhaltung blieb daher einsilbig. Auge und Ohr waren der Thüre zugewandt, durch die der Geist eintreten mußte. Stunde nach Stunde verging. Die Aufregung erzeugte Erschlaffung. Mitternacht nahte. Da trat Schröpfer bleich, verstellt, mit glühenden Augen ein.

Er nahte sich dem Herzog und flüsterte ihm eine Nachricht in das Ohr.

Dieser erbebte.

Der Geist war im Anzuge.

Schröpfer forderte die Gesellschaft auf, sich durch eine Bowle Punch zu stärken, um nicht bei der schreckhaften Erscheinung das Bewußtsein zu verlieren. Diese angedrohte Möglichkeit vermehrte noch das allgemeine Bangen der Versammelten, das zu gestehen sich Jeder schämte.

Der Herzog befahl ein stärkendes Getränk zu brin-

gen. Niemand hatte jedoch den Muth zu genießen; wo ein Einzelner nippte, wandten sich die Uebrigen wie sich fürchtend von der Bowle ab.

Donner rollten. Ein Gewitter war heraufgezogen. Unheimlich zuckten Blitze durch die lange Gallerie, deren beide Enden ein großes Bogenfenster erhellte. Es schlug Mitternacht. Der Aufregung folgte Müdigkeit, die sich senkenden Lider öffnete wieder die Furcht vor der kommenden Stunde. Der Herzog selbst lehnte sich bleich und erschöpft an das Gesimse des Kamins, die hellen Tropfen auf der Stirne.

Schröpfer trat jetzt wieder herein. Wie ein electrischer Schlag berührte seine Erscheinung die Anwesenden. Er bat sie, sich in einen Kreis zu stellen, in dessen Mitte er kniete. Man folgte seiner Weise. Zitternd berührte jeder die Hand des Andern, um die Runde zu schließen, und bebte zurück vor ihrer tödtlichen Kälte.

Leise vor sich hin murmelte Schröpfer indessen Gebete, bis er endlich laut die Stimme erhob zu einer mächtigen Beschwörungsformel, die den Verstorbenen in ihre Mitte rief. Blaue Flämmchen tanzten auf dem Boden umher, während er sprach; ein mächtiger Donnerschlag machte das Haus erbeben; die Nacht konnte zu dem Unternehmen nicht glücklicher gewählt sein, und als jetzt ein Blitzstrahl leuchtend durch das Gemach fuhr, sah

man zugleich die Seitenthüre am hintern Ende der Gallerie aufspringen, und herein rollte ein Etwas, das einer grauen Masse glich, die sich in Kugelform fortbewegte; in ihrer Mitte aber schimmerte ein leuchtendes Etwas, und aus diesem Etwas tönte jetzt eine Stimme hervor, welche dumpf und klanglos die Frage that: was man begehre?

Bei diesen Worten und mehr noch diesem Tone verließ Alle die Fassung; als nun aber gar die kugelförmige Masse sich nebelhaft emporrichtete und ausdehnte, und in ihrem Centrum ein Etwas sichtbar ward, das einem menschlichen Angesichte verglichen werden konnte, da meinten Alle den Chevalier de Saxe zu sehen, und Entsetzen beraubte die Meisten ihres Bewußtseins; die Damen sanken zur Erde und verhüllten ihr Angesicht, mehrere fielen sogar ohnmächtig hin, und ihnen beizuspringen blieb Niemandem die Fassung. Schauder hatte Alle ergriffen bei der fürchterlichen Erscheinung.

„Fort mit dem Geiste!“ flüsterten Mehrere Schröpfer in das Ohr. „Seine Gegenwart tödtet uns.“

Der Herzog von Kurland selbst, das Angesicht mit seinen Händen verhüllt, kehrte ihm stumm und sprachlos den Rücken zu.

Schröpfer, dessen Gesicht eine grünliche Helle umleuchtete, die seine bleiche Farbe noch bleicher machte, die

Augen zur Decke erhoben, betete fort, und richtete dazwischen die für den Geist ihm vorgeschriebenen Fragen an diesen, von deren Beantwortung sein Lohn abhing. Doch die Redeweise dieses Schattens schien selbst ihm nicht ganz verständlich zu sein, sie sprach mehr Unwillen als Vergnügen aus, sich in dieser Gesellschaft zu befinden, und jedes Wort jagte neue Schauer durch das Gebein der Anwesenden.

Die Damen schluchzten laut vor nervöser Aufregung. „Fort mit ihm! Um Gottes willen, quäle Er den Verstorbenen nicht länger," rief man Schröpfer zu. „Laß Er ihn zurückkehren in seine Grabesnacht."

Aber der Geist, einmal berufen, wollte nicht weichen. Drohend und bittend forderte Schröpfer ihn auf, sich zurückzuziehen — doch vergebliches Bemühen! Er schien dem Gebote des Beschwörers kein Ohr zu leihen und seiner Macht über ihn zu spotten. Eine ganze Stunde lang verweilte die graue Masse mit dem nebelhaften Angesichte und schaute mit Geisteraugen auf diese furchtsamen Menschen; dann endlich erfolgte ein Krachen, wie wenn eine Bombe platzt oder eine Rakete steigt, die kleinen Flämmchen am Boden hatten ausgespielt, und tiefe Dunkelheit herrschte im Gemache, aus dem der Geist verschwunden war. — Vom Kreuzthurme schlug zur selben Minute die erste Stunde.

Die Versammelten athmeten nun hoch auf. Die Wachen schüttelten die Entschlummerten, die Ohnmächtigen kehrten zum Bewußtsein zurück, der Herzog zog sich in seine Gemächer zurück, und endlich blieb nur Schröpfer allein zurück; regungslos lag er am Boden. So fanden ihn seine in dem Nebengemache befindlichen Gehilfen, und brachten ihn in seine Wohnung.

Das größte Geheimniß ward über den Vorgang beobachtet. Der Herzog von Kurland hatte dies Versprechen von einem Jeden gefordert, in der Ueberzeugung, daß sein Neffe, der Churfürst, diese Geisterbeschwörung mißbilligen würde. Alle Anwesenden hatten unverbrüchliches Schweigen gelobt, und darum auch nur ihren vertrautesten Freunden mitgetheilt, welcher erschütternden Scene sie beigewohnt. Jeder Freund hatte nun wieder einen Freund, den er seines Vertrauens werth hielt, und so verbreitete sich denn eine erstaunenswerthe Geschichte durch die ganze Stadt, von dem Gerüchte um vieles vergrößert.

Maria Antonia, von dem begünstigten Neffen ihres beiderseitigen Onkels nicht aufgefordert, an diesem Vorgange Theil zu nehmen, dessen Zweck er ihr am wenigsten zu verrathen wünschte, ward dennoch schnell davon in Kenntniß gesetzt, und stattete dem Herzoge am Morgen nach der begebnißreichen Nacht einen Besuch ab. Sie

hörte von den Dienern, daß ihr Schwager krank sei und nicht gestört sein wolle, ließ sich aber demungeachtet in den Salon führen, von wo aus sie unbemerkt in die große Gallerie trat.

Hier war von dem Vorgange keine Spur mehr zu sehen. Alles stand schon wieder in gewohnter Ordnung, durch die großen Bogenfenster schien die Sonne hell in das Gemach und erleuchtete es nach seiner ganzen Länge. Maria Antonia blickte aufmerksam umher. Auch in dem Cabinette, wo Schröpfer und seine Gefährten sich aufgehalten, sah sie nach. Doch auch von deren Anwesenheit zeugte nichts mehr, und Alles, was an den Vorgang erinnerte, bestand in kleinen Flecken auf dem gefirnißten Fußboden, wo der Glanz wie durch ein unschädliches Feuer weggefressen schien.

Nachdenklich kehrte sie in ihre Wohnung zurück und ließ Schröpfer zu sich entbieten. Mit dem Goldmachen war es ihr nicht gelungen — vielleicht aber nur, weil sie nicht den rechten Meister gefunden. Der Graf Saint Germain war seit kurzem in Hamburg eingetroffen, und nach Berichten von dort konnte man an seiner tausendjährigen Existenz nicht zweifeln; besaß er aber das Elixir zu einem ewigen Leben hienieden, so konnten Andere auch dies Geheimniß finden, und immer lohnte es der Mühe, mit einem Professor solcher geheimen Wissenschaften

Rücksprache darüber zu halten. Sie beschloß ihn kennen zu lernen.

Wie Viele ihrer Zeit, so glaubte auch Maria Antonia an Unmöglichkeiten, oder vielmehr daran, die ewigen Gesetze des großen Weltalls dann und wann durch Menschenwissen umgestoßen zu sehen. Ewig leben zu wollen, wäre ihr freilich ein Fluch gewesen, da ihr kurzes Dasein schon so wenig Befriedigung gewährte; doch mit diesem Ewiglebenkönnen mußte sich doch auch eine Macht verbünden, die Kräfte der Natur zu beherrschen, und dieser Punkt in dieser erträumten Wissenschaft war es, der sie lockte sich darin zu versuchen.

Herrschen! — Macht besitzen! — Verführerische Worte der Hölle, mit denen gefallene Engel ihren Weg gebahnt. Maria Antonia hatte immer noch nicht aufgehört an ihrem Klange Wohlgefallen zu finden, so wenig vermag es der Mensch von sich selbst zu lassen.

Schröpfer gab ihr keinen Aufschluß, ließ sie keinen Einblick thun in die Geheimnisse der magischen Kunst; versprach aber Alles für die Zukunft, ließ sich in Reden vernehmen, deren dunkler Sinn vieles zu errathen gab, und vertröstete sie auf kommende Zeiten. Ohne Gold bereiteten sich seine Elixire nicht, ohne Gold ließ sich auch mit Geistern nicht reden. Gold aber besaß Maria Antonia jetzt nicht, besaß es weniger als je, weil ihre

Reisen ihre Schuldenlast gehäuft und ihr immer neue Verlegenheiten schufen.

Gold brauchte sie, und Gold brauchte Schröpfer. So konnte er ihr seine Dienste nicht widmen. Den Glauben aber an seine Kunst ließ er ihr zurück, und reiste, nachdem er sie von seiner Allwissenheit überzeugt, nach Leipzig ab, wo er im Rosenthale durch einen Pistolenschuß sein Leben endete.

Aus dieser That erkannte man den Faden, aus dem er sein Leben spann: er hieß Betrug!

Falsche Wechsel und Schulden — dahin führten sie ihn. So theilt sich die Welt in Betrüger und Betrogene, doch bleibt den letzteren zum Glück doch das letzte Wort.

Sein Tod erregte Aufsehen. Auch Maria Antonia war tief davon erschüttert. Schaudernd blickte sie auf das Ende einer Lebensbahn, das mit einer solchen Kleinigkeit begonnen, wie es das Borgen einer Summe ist, für deren Wiederzahlung man nicht einstehen kann.

„Il n' y a le premier pas, qui coûte,“ sagte sie in Sinnen verloren; aber ihren Betrachtungen schloß sich ein anderer Satz an: Si tu as fait deux pas en avant, ne fais jamais un en arrière.

Der Garten des Grafen Brühl auf der Elbterrasse, bis dahin noch in dem zerstörten, wüsten Zustande, wie ihn der Krieg gelassen, wurde jetzt, auf Veranlassung des

Herzogs von Kurland, in Ordnung gebracht; die Churfürstin-Witwe wandelte nun oftmals darin umher, im Anschauen der Plätze vertieft, die ihrer Jugend heitere Erinnerungen begruben. Wie war dies Dresden jetzt so ernst geworden, wo es einst der lustigen Feste so viele gegeben, und das Gepränge einer prächtigen Hofhaltung Fremde von nah und fern herbeigezogen! —

Weiße hatte seinen Kinderfreund geschrieben und sandte ihr ein Exemplar davon zu. Wieder war dies ein Beitrag zur deutschen Literatur, den sie mit Freuden empfing und worüber sie dem Verfasser ihre Anerkennung aussprach. Mehr zu thun war leider nicht in ihrer Macht. Wäre sie jetzt regierende Fürstin gewesen, so hätte sie alle jungen Dichter ihrer Zeit an ihren Hof berufen und Dresden zu einem kleinen Athen umgewandelt; wie die Musik und das Theater hier ihre Blüthe erreicht, wie die Malerei hier ihre erste Stätte aufgeschlagen, so hätte auch die deutsche Literatur hier ihren Höhepunkt gewinnen und die Welt mit Bewunderung für Sachsen und seine Fürsten erfüllen sollen. Lessing, Göthe, Schiller, welche bereits mit Bewunderung genannt wurden, und neben diesen Herder und Wieland, wie dürstete sie nach dem Verein solcher Talente, nach dem Mitgehen auf ihrer Bahn, nach dem erfrischenden Umgange mit dieser strebenden Jugend; und in wachenden Träumen malte

sie sich oft eine Zukunft aus, wie sie ihr, im Mittelpunkt solchen intellectuellen Lebens, so nahe gelegen, hätte nicht der Tod ihr den Gatten geraubt und sie damit ihrer Stellung enthoben.

Friedrich August besaß Verstand und Urtheilskraft, doch keinen Geist; das Spielen mit Ideen erfreute ihn nicht. Er war einseitig und in dieser Einseitigkeit gerecht, oft aber auch strenge. Für ihn galt das Wort nicht: es führen viele Wege nach Rom. Wer nun den Einen nicht wandelte, welcher ihm als gerade Straße erschien, den erkannte er nicht an.

Der Frühling sah Maria Antonia wieder in München in ihres geliebten Bruders Nähe. Hier hörte sie den jungen Mozart, damals 17 Jahre alt, spielen, und bewunderte des Knaben seltene Gabe, die sein Vater jetzt noch ausbeutete. Er kam mit ihm von Salzburg, seinem Heimathsorte, und begab sich von hier nach Paris, wo der blonde Deutsche so viel Aufsehen erregte, wie einst der Caro Saxone Hasse in Italien.

Auch mit Mesmer traf sie in München zusammen, der ebenfalls seine Wissenschaft unter den Augen der Academie von Frankreich preiszugeben im Begriffe stand, und diese Herren auf eine Weise für sich einnahm, daß bald die ganze Hauptstadt nur von ihm redete und heute

noch seine Schüler in der Clairevoyance auf diesem Boden des größten Ansehens genießen.

Sie wohnte einer Sitzung des berühmten Magnetiseurs mit bei, sie unterzog sich selbst der Probe, den electrischen Strom auf ihre reizbaren Nerven wirken zu lassen; wie alle geistvollen Leute war sie allen Einwirkungen, bei denen die Einbildungskraft mit dem Willen kämpft, leicht unterthan, und glaubte gerne an ein geistiges Fluidum, das trennbar von dem Körper, in alle Ewigkeit ein gleiches bleibe. Allein die große Frage, mit der man sich dort trug, ob dieser Geist, vom Körper abgelöst, allwissend in die Zukunft schauen könne, beantworteten ihr Mesmer's Schüler nicht, und ihre eigene Zukunft blieb wie sie gewesen, für sie in Dunkel eingehüllt, ein Räthsel wie das ganze Menschenleben.

Elftes Capitel.

Der Lohn des Verräthers.

Kleine Ursachen, große Folgen. Wir wissen nicht, durch welche unbedeutende Vorgänge wir oft bestimmt werden, dem Gange unseres Lebens eine neue Richtung

zu leihen, noch kennen wir die Tragweite oft geringfügig scheinender Begebenheiten; denn die davon in unserer Seele zurückgelassenen Bilder sind uns nicht sichtbar.

Maria Antonia, bei ihrer Tochter in Zweibrücken angelangt, beschäftigte sich jetzt mit ernsten Gedanken; sie wollte ihr Haus bestellen, wollte ihre Angelegenheiten ordnen, wollte ihren Nachlaß an ihre Kinder vertheilen. Dieser Nachlaß aber kostete ihr schwere Seufzer.

Ihre Diamanten waren in Rom verpfändet, ihre übrigen Schulden beliefen sich auf 700.000 Thaler; welch' ein Erbtheil für ihre Söhne und Töchter!

Sie zählte erst fünfzig Jahre, das war kein Alter, um dem Tode in das Angesicht schauen zu wollen, und dennoch trieb sie ein inneres Etwas zur Eile. Ob es das Ende Schröpfer's war, was ihr diese Hast einflößte, wer vermag es zu bestimmen?

Die kleine Hofhaltung zu Zweibrücken gewährte ihr Muße zum Nachsinnen. Sie ging jetzt mit Ernst in sich und schloß mit sich ab. Ihre letzten Jahre sollten nur der Pflicht gewidmet sein, die Zukunft ihrer Kinder festzustellen, deren Schicksal, leider! so ferne dem lag, was sie für sie erzielt. Sie liebte sie alle gleich und sah den Aeltesten so ganz bevorzugt. Hier auszugleichen war ihr einziger Wunsch.

Sie hatte auf den bairischen Allodial-Erbnachlaß

Ansprüche. Diese geltend zu machen oder zu verkaufen, bot ihr eine Aussicht, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Sie schrieb deshalb an den Wiener Hof und machte ihm Anerbietungen. Man sollte ihre Diamanten einlösen und ihr außerdem eine Summe zahlen, um ihre Schulden damit zu decken.

Sie wünschte für den zweiten Prinzen ihres Hauses, ihren Liebling Karl, eine Secundogenitur zu gründen, um die Apanage der jüngeren Kinder festzustellen.

Ihre Ungeduld konnte jedoch nicht warten. Während ihre Briefe nach Wien gingen, und von dort die Antworten einliefen, ohne daß man gegenseitig noch zu einem Verständnisse gekommen war, schrieb sie zugleich nach Dresden und theilte dem Churfürsten ihre Absichten in Bezug auf die Veräußerung ihrer Ansprüche auf Baiern mit; doch überging sie vorsichtig ihre deshalb schon mit Oesterreich angeknüpften Unterhandlungen. Sie glaubte vielleicht nicht, daß ihr Sohn darauf eingehen würde, die Rechte seiner Mutter ihr abzuhandeln; denn sie wandte sich zu gleicher Zeit an den Grafen von Sacken und an seinen Jugendfreund Marcolini, und bat sie, ein gutes Wort für sie einzulegen. Beide fanden dazu kaum die Gelegenheit, denn Friedrich August erhob nur wenig Schwierigkeit, auf die Wünsche seiner Mutter einzugehen, in einem einzigen Punkte ausgenommen, der die Bevor=

zugung des Prinzen Karl vor seinen übrigen Geschwistern betraf. Diese wollte er durchaus nicht gelten lassen, und nur erst als Maria Antonia davon abgestanden, ging er auf ihre übrigen Bedingungen ein.

Dieser günstige Erfolg ihrer Unterhandlungen kam der Churfürstin-Witwe ganz unerwartet und kaum konnte sie anfangs daran glauben. Auch war es nicht Freude, was sie darüber empfand. Sie fühlte, daß sie sich geirrt hatte, und das machte sie verdrießlich. Ihre Unterhandlungen mit Oesterreich waren nun überflüßig, und sollten sie dem Churfürsten bekannt werden, so mußten sie seinen Unwillen erregen. Seine Mutter hatte sich zuerst an einen fremden Hof gewandt, das fand bei seiner Sinnesweise keine Entschuldigung. Sie zitterte jetzt vor einer Entdeckung ihrer Correspondenz, während sie vorher nicht vorsichtig in Verfolgung dieses Weges zu sein vermocht hatte.

Zum Glück kannte Niemand den Inhalt der mit dem Wiener Hofe gewechselten Briefe, als ihr Geheimsecretär Hegewald und der Chevalier d'Agdolo. Des Ersteren war sie sicher, seiner Verschwiegenheit hielt sie sich versichert; die des Letzteren konnte sie nur käuflich gewinnen.

Wie bedauerte sie es jetzt, in der Hand eines Mannes zu sein, dessen Charakter sie nicht vertrauen durfte.

Er war es, der sie verleitet hatte, Oesterreich ihre Erbschaftsrechte anzubieten. Wie listig er sie dazu überredet, das gewahrte sie erst jetzt, wo die Folgen dieses Schrittes klar vor ihr standen. Trug ihre Handlungsweise nicht den Schein eines Verrathes an ihrer Familie und an ihrem Lande? Durfte sie Rechte, die sie ihren Kindern vererben konnte, an eine fremde Macht veräußern wollen?

Sie begriff ihre eigene Blindheit nicht. Sie, die sonst so hellsehende Frau, hatte sich hier gänzlich verblenden lassen. Agdolo hatte große Summen bezogen, mit denen er ihr Interesse zu fördern versprochen; was war aus diesem Gelde geworden? Sie hatte ihm, wenn das Geschäft gelinge, noch bedeutenderen Gewinn zugesagt, und wußte wohl, daß er schon im Voraus auf diese Unterstützung rechnete. Wie nun, wenn sie ihm mittheilte, daß sie die Sache nach einer andern Seite hin und ohne seine Hilfe abgemacht?

Rathlos blickte sie umher. Wie ein irrer Geist wanderte sie die Nächte durch in ihrem Zimmer auf und ab. Sie kannte des Italieners feuriges Temperament, sie hatte oft das unheimliche Leuchten seines dunklen Auges gesehen, und fürchtete dessen Blitz, so wie er erfuhr, daß sie in dieser Angelegenheit ohne seinen Rath so wichtige Schritte gethan.

Wie hier zuvorkommen?

Sie fand vor diesem Gedanken keine Ruhe. Eine Ahnung sagte ihr, wie viel für sie auf dem Spiele stehe, mehr noch als Thatsachen sprach ein dunkles Vorgefühl ihr mahnend zu.

Sie wollte ihm schreiben. Aber ein Brief konnte verloren gehen und so zu ihrem schlimmsten Verräther werden. Sie wollte Hegewald an ihn absenden. Dieser aber befand sich noch in Dresden, wohin sie ihn gesendet, um mit ihren Schuldnern zu unterhandeln.

Wie sollte sie einen Boten finden, dem sie vertrauen durfte?

Die Zeit enteilte. Jeder Tag konnte Agdolo mit dem Vorgefallenen bekannt machen, und wurde ihm diese Mittheilung aus fremdem Munde, so wirkte sie nur doppelt verletzend auf ihn.

In ihrer Verzweiflung griff sie nun endlich dennoch zur Feder.

Doch bevor der Brief sein Ziel erreichte, war das Gefürchtete schon eingetroffen. Agdolo hatte noch andere Correspondentinnen, als die Churfürstin Maria Antonia. Sie hatte manch' unbedachtes Wort fallen lassen über ihre Absichten in Bezug auf Prinz Karl, und dazu Briefe nach Wien auf die Post gesandt; das Uebrige errieth sich leicht. Agdolo erhielt ein Schreiben voll Muthmaßungen

dessen, was geschehen war, und diesen Gewißheiten zu entnehmen verstand er leicht.

Getäuscht! Betrogen! rief es in ihm, und sein erstes Gefühl war die Sehnsucht nach Rache. Er überlegte nicht erst, wie sehr er sich selbst schade, indem er die Churfürstin verriethe; er gehorchte nur den Eingebungen der Wuth, die Vernichtung des Andern heischte. Rasch nahm er ein Schreiben aus seinem Pulte, stürzte zum Grafen Sacken hin und bat um eine Audienz.

Ein Verräther erweckt nirgends Vertrauen. Die er preisgab, war die Mutter des regierenden Fürsten. Seine Absicht empörte. Beleidigt durch den ihm gewordenen Empfang und ohne Aussicht auf Lohn von dieser Seite, während er jetzt ebenso wenig noch die ihm früher geleisteten Versprechen Maria Antonia's geltend machen konnte, wuchs sein Unwille nur noch mehr. Er mußte auf irgend eine Weise Vortheil aus dieser Sache ziehen, er bedurfte einer Stellung, die ihm Geld einbrachte; mehr noch aber als der Eigennutz, trieb ihn der Wunsch, die Frau, welche er seit Jahren in seinen Schlingen gehalten, dafür, daß sie ihm entwichen, zu strafen. Er kannte noch einen Punkt, wo er sie zu kränken vermochte. Es war ihm bekannt, wie sehr sie Friedrich den Großen verehrte und wie glücklich sie das Gefühl seiner

Achtung und Freundschaft machte. Wie, wenn er dessen gute Meinung von ihr mit einem Schlage zerstörte!

Gesagt, gethan!

Er eilte zu dem preußischen Gesandten, Herrn von Alvensleben, und theilte ihm sein Geheimniß mit, hinzufügend, daß er ihn bitte, den König von Preußen davon in Kenntniß zu setzen und ihm, der nun Dresden verlassen müsse, in Berlin eine Anstellung zu verschaffen.

Braucht man zu sagen, welcher Empfang ihm auch hier zu Theil ward?

Friedrich II. liebte keine Spione; wer einen Herrn verriethe, würde auch dem andern keine treuen Dienste leisten, hieß es als Antwort zurück.

Wuthschäumend nahm er auch diese Entgegnung hin.

Wohin jetzt noch mit seinem Verrathe und seiner Rache?

Gut denn! Wollte man sein Geheimniß nicht kaufen, so sollte die ganze Welt es wenigstens kennen; er besaß noch der Briefe und Papiere viele, welche die Churfürstin compromittirten, er konnte aufweisen, welche goldenen Versprechungen sie ihm geleistet; ja sogar Aeußerungen von ihr waren in den Briefen enthalten, die einer Deutung unterworfen werden konnten, als ob sie an

die Möglichkeit gedacht, den Prinzen Karl an die Stelle seines älteren Bruders treten zu lassen.

Agdolo war zu seinem Unglücke so wenig vorsichtig in seinen Mittheilungen über diesen Punkt, wie in Bezug auf ihn seine arme Herrin es gewesen. Das Gerücht, von den Alten so gut als hundertzungige Fama personifizirt, erzählte bald von Mund zu Mund, was Agdolo im Schilde führe, und in wenigen Tagen war ganz Dresden von der schrecklichen Kunde erfüllt, die Churfürstin-Mutter stelle ihrem Sohne mit Dolch und Gift nach dem Leben, untermischt mit den wunderbarsten Erzählungen über den Inhalt von Agdolo's Papieren, mit denen man ihn nach Regensburg reisen und dort beweisen lassen wollte, Friedrich August sei nicht der rechtmäßige Sohn seines Vaters.

Nur der Churfürst allein blieb diesen Nachrichten noch fremd; einsichtsvolle Männer ahnten jedoch schon, wie er es hinnehmen würde, die Ehre seines Namens von einem Abenteurer so mit Füßen treten zu lassen, und gutmeinend warnten sie Agdolo sich zu retten, bevor das Ungewitter sich auf ihn entlade.

Er lieh diesem weisen Rathe taube Ohren. Nur als man wiederholt in ihn gedrungen, seiner Unvorsichtigkeit ein Ziel zu setzen, begann er einzusehen, wie thöricht er gehandelt. Indem er die Churfürstin verrieth,

mußte er ja nothgedrungen auch zum Verräther an sich selbst werden. Wenn ihre Unterhandlung mit Oesterreich ihr zum Verbrechen gestempelt werden sollte, wie konnte man dann ihren Gehilfen und Rathgeber frei sprechen? Die erste Wuth hatte sich gekühlt. Die Schuppen sanken ihm von den Augen.

Seinem früheren tollkühnen Muthe folgte jetzt eine eben so große Feigheit. In der demüthigsten Stimmung verfaßte er eine ausführliche, ihn rechtfertigende Denkschrift, worin er die ganze Sache mittheilte, und alle Schuld auf die Churfürstin warf, der zu dienen sein einziger Wunsch gewesen, ohne dabei zu überlegen, ob das, was sie im Schilde führte, den Wünschen des Churfürsten entgegen sein konnte. Dem Memoire fügte er einige Briefe der Churfürstin bei, die ihn rechtfertigen sollten. Diese Schrift überreichte er persönlich dem Geheimrath von Zehmen und bat ihn sie aufmerksam durchzulesen, um sich daraus von seiner Unschuld zu überzeugen. Reichten diese Beweise nicht hin, so könne er noch gültigere liefern; denn seine beleidigte Ehre zu retten, kenne er keine Rücksicht. Wolle ihm der Churfürst seine Gunst entziehen, so biete sich dafür kein Ersatz.

Den Erfolg erwartend, kehrte er in seine Wohnung zurück, voll der besten Hoffnungen. Er sah es jetzt freilich ein, daß er die Mutter eines Fürsten, wie Friedrich

August, nicht beleidigen dürfe, ohne ihn selbst am tiefsten zu kränken; doch war die Sache nun einmal geschehen, und wenn man ihn auch aus dem Lande wies, so mußte man sein Stillschweigen doch immer erkaufen, und mit einem anständigen Jahrgehalte befand man sich überall in der Welt recht wohl.

Die Aussicht hierauf wiegte ihn in Ruhe, und bald sah er im Traume eine goldene Zukunft vor sich.

Der preußische Gesandte war indessen auch von durch Agdolo in Umlauf gesetzten Gerüchten in Kenntniß gesetzt worden, und wohl wissend, wie aufrichtig sein König den jungen Churfürsten schätze und wie lange er mit dessen Mutter in vertrautem Briefwechsel gestanden, sandte er sogleich einen reitenden Boten ab und fragte an: ob man Friedrich August von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen müsse.

Eine Staffette brachte sogleich die Antwort hierauf, und zwar an den Churfürsten selbst.

Es war Abend. Friedrich August hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen, als der Bote des Königs von Preußen sich melden ließ und um Erlaubniß bat, ihm eigenhändig das Schreiben seines Herrn überreichen zu dürfen.

Friedrich August ließ ihn in sein Cabinet führen und trat bald darauf durch eine Tapetenthüre zu ihm

ein. Der Abgesandte überreichte ihm mit ehrfurchtsvoller Verbeugung das Schreiben seines Herrn, der ihn bitten lasse, es ohne Verzug und ganz allein zu lesen, weil er nur so eine ihm drohende Gefahr von sich abzuwenden vermöge.

Der Churfürst erbleichte. Was konnte Friedrich meinen? Wo drohte ihm Gefahr?

Er trat an einen Tisch und öffnete schweigend den Brief. Purpurgluth überflog sein Antlitz bei den ersten Zeilen, die sein Auge überflog; dann folgte tödtliche Blässe. Als er zu Ende gelesen, faltete er das Schreiben mit scheinbarer Ruhe zusammen, steckte es in seine Brusttasche und sagte gemessen und mit großer Ueberlegung zu dem Boten:

„Richte Er Seiner Majestät meinen Gruß aus, und sage Er ihr: daß ihr Rath von mir befolgt werden würde.“ Damit winkte er ihm seine Entlassung und verschwand durch die Thüre, welche ihn eingelassen.

Zwölftes Capitel.

Das gebrochene Herz.

In der Pirnaischen Gasse zu Dresden, im Hause des Geheimraths Färber, brannten die Lichter. Ein Kreis von Freunden und Bekannten des Hauses hatte sich versammelt, um bei den sich verlängernden Abenden des Septembermonats in heiterer Unterhaltung oder auch am Whisttische einige Stunden zu verbringen.

Auch der Chevalier d'Agdolo hatte sich eingefunden. War der verschmitzte Italiener auch Manchem nicht angenehm, so hatte man sich während der Administration des Prinzen Xaver daran gewöhnen müssen, dessen Günstling freundlich zu empfangen, und die Gewohnheit söhnt uns mit so vielem aus, daß endlich auch die stärksten Vorurtheile sich ihrer Allmacht beugen. Agdolo war überdies ein guter Gesellschafter, voll lustiger Einfälle, immer bereit zu einem Witzworte auf eigene Kosten und ohne Schonung für die Schwächen Anderer; seine beißenden Bemerkungen erregten Widerspruch, diese verursachten ein lebhaftes Hin und Her der Unterhaltung, und die dadurch verursachte Aufregung der Gemüther fehlte Allen, so wie er selbst fehlte.

Heute jedoch vermißte man seine gewohnte Laune. Obwohl voll guten Muthes wegen des Ausganges der Sache, erregte es ihm doch ein gewisses unheimliches Gefühl, den ganzen Tag an sich vorüberstreichen zu sehen ohne eine Botschaft des Geheimraths von Zehmen. Hatte dieser etwa dem Churfürsten noch keine Mittheilung von dem Inhalte des Memoirs gemacht?

Jedenfalls konnte er aus eigener Machtvollkommenheit mit ihm zu unterhandeln versuchen und sein Stillschweigen im Namen der Churfürstin-Mutter erkaufen wollen, und daß er hierzu noch keinen Schritt gethan, das nur nahm ihn Wunder.

Ihm selbst, was konnte ihm geschehen? Die Furcht, seine Bundesgenossin zu compromittiren, mußte ja alle Schritte hemmen und seine Person sicher stellen. Es bangte ihm daher vor gar nichts in der Welt, als daß man ihm seine Verschwiegenheit nicht hoch genug bezahlen, die in seinem Besitz befindlichen Briefe nicht des Kaufens werth halten möge.

Trotz seiner Verschlagenheit rechnete er hier so schlecht. Legte man Gewicht darauf, seine Zunge zu binden, so würde man doch nimmer dem Worte eines Verräthers trauen, und welchen andern Bürgen konnte er denn für sich stellen? — Mensch bleibt ja Mensch. In einer vertraulichen Stunde, bei einem Glase Wein, ja selbst

im Traume noch ist man nicht immer seiner Rede Herr. Wer ein Geheimniß besitzt, das er verkaufen will, darf nicht hoffen, daß der Betheiligte in steter Furcht vor ihm erzittere, sobald es in seiner Macht steht, ihn unschädlich zu machen.

Agdolo hatte am Whisttische Platz genommen, und während er die Karten mischte, vergaß er den herrschenden Gedanken seiner Seele: die fehlgeschlagene Unterhandlung mit Oesterreich.

Er trug seine Uniform eines Obersten der Garde, die ihm als Flügeladjutanten des Prinzen Xaver geblieben. Seinen Degen hatte er abgelegt.

„Agdolo ist heute so still," bemerkte Einer der Mitspielenden.

„Er macht ein so ernstes Gesicht, als ob er morgen bei der Taufe einer Jüdin Zeuge sein sollte," sagte ein Anderer.

„Um, wenn sie hübsch und reich ist, sie zu heirathen," erwiderte lachend der Gegenstand dieser Scherzreden.

„Ich glaubte, Sie wollten nicht mehr in Ehen speculiren, seit sie einmal darin fallirt?" bemerkte sein vis-à-vis, indem er den ersten Stich einzog.

„Man muß nichts abschwören," sagte Agdolo lachend. „Wo das Glück winkt, da fasse man es beim

Schopfe. Fortuna ist eine launenhafte Göttin, welche in ihrem Füllhorn allerhand bunte Blumen trägt; da muß man zugreifen und nicht erst wählerisch an ihrem Dufte prüfen."

„Vortreffliche Grundsätze!" warf der Geheimrath Färber ein. „Sie mögen Ihnen manche Absolution kosten."

„Meine Kirche ist großmüthig; sie sieht ihren Kindern Vieles nach, um sie schließlich in ihren eigenen Himmel zu führen," versetzte Agdolo mit angenommenem Ernste.

Alle lachten.

Das Spiel forderte nun wieder größere Aufmerksamkeit, die Spielenden ließen die Unterhaltung fallen und horchten nur dann und wann auf die in der Ferne geführten Gespräche. Man unterhielt sich von den Vorgängen in der Stadt, den neuen Bauten, welche mit Schnelligkeit fortgeführt wurden, von der jetzt im Brühl'schen Palais aufgestellten Porzellanniederlage und der Absicht des Churfürsten, die Bibliothek in das Japanische Palais nach der Neustadt zu bringen. Allgemein lobte man die Verwaltung des jungen Churfürsten und seine große Sparsamkeit, wodurch er allein im Stande war, das Land wieder emporzubringen, und die Schuldenlast nach und nach zu mindern. Auch gedachte man rühmend

seines strengen sittlichen Ernstes, der bei seinem Alter um so mehr auffiel und im grellsten Widerspruche zu der Moral seiner Vorväter stand.

„Ob es nur wahr ist, was man in der Stadt sagt," flüsterte jetzt der Geheimrath Färber, der Gruppe der um ihn versammelten Gäste näher tretend.

„Was denn? Was denn?" fragten sogleich mehrere Stimmen.

„Daß Hegewald hier gewesen und . . ."

„Hier gewesen ist er, ich habe ihn selbst gesehen und gesprochen," warf Einer aus der Gruppe dazwischen. „Aber was ist denn so Besonderes dabei, daß er sich hier aufgehalten?"

„Man sagt," fuhr der Geheimrath von Färber noch leiser fort, „daß die Churfürstin ihn hergesandt, um mit ihren Schuldnern zu unterhandeln, und bei der Gelegenheit einen Versuch zu machen . . ."

Was nun folgte, konnte Agdolo nicht hören, so aufmerksam er sein Ohr auch lieh.

„Nicht möglich! Nicht möglich!" wiederholten jetzt mehrere Stimmen aus der Gruppe.

„Eine Tasse Chocolade, sagen Sie?" fragte Einer dazwischen.

„Man hat es entdeckt?" fragte ein Anderer.

„Und Hegewald? Was ist aus dem geworden?"

„Er ist abgereist, aber bei Nacht und Nebel, heißt es, und wie man sagt, ist auf höheren Befehl schon ein Diener der Polizei ihm nachgesandt, um ihn einzuholen.“

„Auf höheren Befehl? Wirklich?“ lautete die bedenkliche Erwiderung.

„Es kann auch bloßes Stadtgeschwätz sein,“ nahm ein alter Herr das Wort. „Sie glauben nicht, wie oft ich es schon in meinem langen Leben erfahren habe, daß ganz aus der Luft gegriffen solche Gerüchte umlaufen, an denen schließlich auch kein Wort wahr ist.“

„Hier aber scheint doch ein Grund vorhanden!“

„Und dann,“ nahm der Geheimrath Färber das Wort, „bin ich der Ansicht, daß jedes Gerücht irgend eine Basis hat, auf der es beruht. Nichts ist aus der Luft gegriffen.“

„Freilich, wenn Sie eine ganz entstellte Thatsache immer noch für eine Wahrheit halten wollen,“ bemerkte der alte Herr kopfschüttelnd. „Mir ist die ganze Geschichte undenkbar. Eine Mutter — und eine solche Frau! Mag es immer sein, daß man ein Kind dem andern vorziehe und es zu begünstigen wünsche, dennoch wird man keine solchen Schritte thun, nicht um solchen Preis einer Vorliebe fröhnen. Nein, nein, Messieurs, es ist undenkbar! Es ist ganz unmöglich! Es ist eine infame, abscheu-

liche Erfindung, die zu wiederholen man sich schämen sollte.“

Die Herren zuckten die Achseln; der Geheimrath Färber trat, durch diese Worte beleidigt, von der Gruppe zurück, während die Uebrigen ihre Unterhaltung flüsternd fortsetzten.

Agdolo hatte während der Zeit einen sehr unachtsamen Spieler abgegeben und von seinem vis-à-vis manchen Vorwurf hören müssen. Die über seine Versehen erhobenen Klagen wurden laut und heftig vorgebracht, und verhinderten ihn zu hören, was ihn so lebhaft interessirte. Ungeduldig kniff er die Lippen zusammen und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. Das on dit der Stadt war ihm heute vor allem interessant, weil er zu wissen wünschte, wie er selbst dabei genannt sei, und was man vermuthe, errathe, wisse, oder nicht wissend ersinne.

Indem alle Gäste mehr oder minder auf verschiedene Weise beschäftigt waren, ließen sie dem draußen auf der Hausflur entstehenden Geräusche kein Ohr. Und doch schien es dort lebhaft herzugehen. Die Diener stritten mit Jemandem, dem sie, wie es schien, den Eingang wehren wollten. — Jetzt plötzlich ward Alles wieder still. Nur Männertritte hörte man die Stiegen hinauf den Corridor entlang gehen.

Niemand achtete darauf.

Da öffneten sich die Thüren, und in jedem Eingange des Zimmers stand eine bewaffnete Person; bevor man sich noch von diesem ersten Schreck erholt, trat ein Offiziant der Polizei an den Spieltisch heran und rief dem erbleichenden Agdolo zu:

„Im Namen des Churfürsten ist der Chevalier d'Agdolo mein Gefangener!"

Ein Ah! der Ueberraschung wurde bei dieser Anrede hörbar, und Alle wandten sich dem geisterbleichen Italiener zu. Dieser hatte sich schnell gefaßt. Ihm ahnte, woran es dem Churfürsten liege: seine Papiere wollte er ihm rauben. — Dem konnte er zuvorkommen. Der Gewalt setzt man List entgegen. Was man nicht für Geld von ihm erstehen mochte, sollte man umsonst gewiß nicht in die Hände bekommen.

„Monsieur," sprach er, sich mit dem Anstande eines Cavaliers erhebend und vor den Diener der Polizei hintretend, „zeigen Sie mir gefälligst Ihre Ordre."

Diese erwies sich en regle.

„Gut denn, so folge ich Ihnen. Es muß ein Mißverständniß sein, wodurch meine Verhaftung veranlaßt worden, und morgen schon wird sich das aufklären. Doch einstweilen begleite ich Sie gerne, wohin Sie mich zu führen beauftragt; nur bitte ich im Vorübergehen in

meiner Wohnung vorsprechen zu dürfen, um mich mit Geld zu versorgen."

Mit diesen Worten schritt er gegen das Fenster zu, wo er in einer Nische seinen Degen hingestellt, und wollte sich dessen bemächtigen.

Der Polizeioffiziant vertrat ihm höflich den Weg.

„Verzeihen Sie," sagte er. „Mein Befehl lautet, Ihnen den Degen abzufordern."

„Sie? Mir?" rief Agdola empört.

„Nicht anders. Und was den Gang in Ihre Wohnung betrifft, so ist er unnöthig; denn ich war bereits dort, um Ihre Papiere in Beschlag zu nehmen, und was sich an Geld dort fand, überbringe ich Ihnen hier."

„Ah! Verrathen!" rief Agdolo und schlug die Hand vor die Stirne. „Und wo sind meine Papiere?"

„In der besten Verwahrung. Ich übergab sie eigenhändig dem Churfürsten."

„Oh! Dann ist Alles gut," rief der Chevalier mit affectirter Gleichgültigkeit. „In dessen Händen sind sie sicher. Und nun, gute Nacht, meine Herren! Unsere Spielrechnung lassen wir stehen bis morgen Abend, wo ich hoffentlich von meinem unverhofften Ausflug zurück sein werde. Bis dahin also leben Sie wohl!"

Die Gäste blickten ihm erstarrt nach.

„Ich sagte es wohl, jedes Gerücht habe seine Ba-

sis," bemerkte der Geheimrath Färber, und wanderte nachdenklich im Zimmer auf und ab.

„Und ich sage in diesem Falle nicht Nein," erwiderte der alte Offizier, nahm seinen Hut und verließ mit vielsagender Miene das Zimmer.

Agdolo schritt indessen mit seinen Begleitern in die dunkle Straße hinaus, wo keine Lampen ihren Weg beleuchteten. Sie schritten mit ihm dem Pirnaischen Thore zu, wo die Wache sie anrief. „Im Namen des Churfürsten!" hieß es zurück, und man ließ sie passiren.

Draußen hielt ein verschlossener Wagen.

„Wohin führen Sie mich?" fragte der Chevalier jetzt mit einem Ausdrucke der Aengstlichkeit in den Zügen, welche die Dunkelheit seinen Begleitern entzog.

„Unsere Weisung lautet, Ihnen keinen Aufschluß darüber zu geben," versetzte der Gefragte höflich.

Ein langes So! war die Antwort. Bald aber fügte er, den Unbekümmerten spielend, hinzu:

„Wenn es nur ein gutes Nachtquartier ist und wir es bald erreichen, mir gleich viel, mit welchem Namen Sie es benennen wollen."

Keine Antwort erfolgte auf diese Bemerkung. Der Wagen rollte in die stille Nacht hinaus, die Häuser entschwanden ihren Blicken, durch Felder und Wälder ging ihr Weg, aus der Ferne her tönte von den Kirchen Dres-

dens die zwölfte Stunde, und ungeachtet der späten Stunde ging es weiter und weiter.

Seine Wächter schienen zu schlummern. Sollte er den Schlag öffnen und entfliehen? Eine Minute lang trat dieser Gedanke verführerisch vor seine Seele, im zweiten aber schon ließ er ihn fallen. Wohin? fragte er sich, und die Antwort hierauf wurde ihm nicht leicht.

Wozu auch? tröstete er sich dann wieder. Der Churfürst hatte nur seiner Briefe habhaft werden wollen; diese besaß er jetzt, und wenn er sie durchgesehen, daß er nur im Sinne der Churfürstin, seiner Mutter, gehandelt, wie konnte er an ihm dann rächen wollen, was eigentlich jene verbrochen.

Auf diese Weise sprach er sich Muth ein und vergaß des weisen Anacharsis Bemerkung über die Athener, welche die kleinen Diebe hängen, die großen aber laufen lassen.

Langsam zog die Zeit an ihm vorüber. Er glaubte, es müsse Morgen sein, und noch hatte man den ersten Hahnenschrei nicht gehört. Wohin sie ihn führten, errieth er nicht. Die Dörfer lagen in Dunkelheit begraben, ein kleines Städtchen, das sie passirten, sah ihm wie Pirna aus. Zu sprechen, wo er keine Antwort erhielt, war ein eitles Vergnügen. So kühlte er denn seinen Unmuth in stillen Verwünschungen seines unglücklichen Geschickes,

das ihm stets Reichthum und Ehre versage, wenn er nur einen Schritt davon entfernt zu sein glaube.

Der Wagen hielt jetzt an.

Ein mächtiges Thor öffnete sich, sie fuhren wie in eine Festung ein.

Was war denn das? Was sollte das? Der Athem stand ihm still.

Alles lag hier in tiefem Schlaf begraben; doch die Ordre des Churfürsten rief schnell den Commandanten wach, um seinen Gefangenen in Empfang zu nehmen. Agdolo hatte diesen oft gesehen.

„Auf dem Königstein?“ rief er mit einem Ausdruck, als ob es plötzlich jetzt vor seinem Blicke tage. „Auf dem Königstein!“

Der Commandant nickte bejahend.

„Aber ich bitte Sie, wie lautet die Anklage gegen mich und was habe ich hier zu gewärtigen?“ fragte der Chevalier mit steigender Angst in Blick und Ton.

Der Commandant legte den Finger auf den Mund.

„Um Gottes Willen, stehen Sie mir Rede! Warum führt man mich hierher? Was soll ich hier? Vor ein Kriegsgericht gestellt werden? Oder nicht? Oder nur eine Haft? Und auf wie lange?“

Der Commandant deutete, statt aller Antwort, auf

ein Schreiben in seiner Hand und legte dabei abermals den Finger auf den Mund.

„Mein Gott! Man antwortet mir nicht!" rief Agdolo jetzt verzweifelnd. „Der geringste Verbrecher hat doch ein Recht zu wissen, wessen man ihn beschuldigt, und wird vor seinen Richter gestellt, und mir verweigert man dieses Recht. Mich steckt man ein, als wäre ich von gestern. In mir beschimpft man meine Uniform und den Offizier. Ich will, daß man mich höre. Ich will hier nicht verstummen. Man zwingt mich nicht auf diese Weise! Die Stimme bleibt mir doch, und selbst durch eines Kerkers Mauern soll sie dringen und der Welt verkünden, was ich weiß."

Der Commandant winkte, und zwei Soldaten führten den Gefangenen ab. Mit einem schmerzvollen Blick schaute Agdolo noch einmal auf den Mann zurück. Dieser zuckte die Achseln bedauernd. Die Thüren schloßen sich — der Gefangene war in sein Grab gestiegen. —

Die Festung Königstein, wenige Stunden von Dresden, inmitten der sächsischen Schweiz gelegen, ist eine Perle des Sachsenlandes. Hoch oben auf einem Felsen ist sie erbaut, den keine Gewalt der Waffen erstürmen kann. Mit einem Brunnen versehen, der ein lebendiger Born ist, mit Kasematten, in welchen die Soldaten schützend ihn bewachen, mit Vorräthen reich

ausgestattet, ist dieser Punkt ein fester Halt in böser Zeit.

Gnade aber dem Gefangenen, der durch seine enge Pforte einfährt. Die schöne Luft, welche frisch belebend auf dieser Höhe weht, dringt in seinen Kerker nicht ein; der Sonne Licht findet ihn da unten nicht; die weite Aussicht in die schönen Thäler, welche die Elbe durchströmt, sind seinem Auge verschlossen. Die Hand der Liebe reicht ihm hier keine Spende, führt ihm hier keinen Trost zu; denn seine Gitterfenster sind ihr unerreichbar, und kein Geld öffnet ihr diese Pforte, deren Hüter nicht der Lohn, sondern das Gebot der Ehre zu unbestechlichen Wächtern macht.

Vierzehntes Capitel.

Mutter und Sohn.

Tiefe Stille herrschte in dem alten Schlosse zu Dresden, dessen Mauern schon so manches Jahrhundert gesehen, ohne zu erzählen, was sich innerhalb der grauen Wände zugetragen; Mitternacht war lange vorüber, die Bewohner der Stadt hatte ein tiefer Schlaf heimgesucht; das feierliche Schweigen machte das Summen einer Fliege vernehmbar.

Vielleicht war kein Auge jetzt mehr wach. Nur Churfürst Friedrich August hatte die Ruhe zu suchen unterlassen. Es war eine milde Septembernacht. Das Fenster seines Cabinettes stand geöffnet. Die Helle des Lichtes zog die Motten herein, diese Schmetterlinge der Nacht, welche die Flammen umkreisten, bis sie die braunen Flügel daran versengt.

Es war ein Bild des Lebens.

Wir Alle laufen mehr oder minder unserem Schicksale in die Arme, nicht gewahrend, daß es unser Verderben will, bis es uns an die eherne Brust drückt.

Der junge Mann sah bleich aus. Seine Augen blickten trübe und traurig. Sollten Thränen sie genetzt haben?

Thränen, die ein Mann weint, und einsam weint, haben eine furchtbar erschütternde Wirkung.

Er war ausgekleidet. Es mochte ihm zu warm geworden sein vor der Flamme des Kamins, die, wenn auch nur schwach lodernd, doch die Luft schwül machte. Dennoch schürte er sie von Zeit zu Zeit, um ihr Verlöschen zu verhüten.

Er las. Es war geschriebene Schrift, Briefe, deren Inhalt ihn zu interessiren schien. Dennoch warf er jeden gelesenen in die Flamme, und hielt sein Auge darauf geheftet, bis keine Spur davon zurückgeblieben.

Erst mit dem grauenden Morgen war seine Arbeit beendigt. In eben der Minute, wo Agdolo seinen Kerker betrat, hatte Friedrich August bis auf die letzte Zeile jedes Blättchen der Correspondenz seiner Mutter mit dem Gefangenen auf dem Königstein verbrannt und ging zur Ruhe. —

Gerüchte sind ein Kind des Augenblickes. Sie kommen und gehen, man weiß oft nicht woher, noch auch wohin, den Winden gleich, welche vom Aequator herauf, aus der heißen Zone uns oft die schneidende Kälte des Poles zuführen, mit denen sie auf ihrem Wege sich gemischt.

Man sprach wohl noch von dem, was diese Nacht verhüllte, man flüsterte, erfand auch manches; doch endlich fing man zu vergessen an, und nur bei seltenen Gelegenheiten wurden aus den Kammern des Gedächtnisses Erinnerungen hervorgeholt, welche, viel verjährt, wie Thatsachen erscheinen.

Der junge Churfürst hatte mit dem erwachenden Tage die ganze Sache vergessen und nie mehr kam eine Silbe in Bezug darauf über seine Lippen. Er schwieg und gebot damit auch seiner Umgebung Schweigen.

Was er an jenem Tage seiner Mutter schrieb, das las Niemand, außer der Empfängerin seines Briefes. Es mochte dem Sohne schwer werden, die Worte für das zu

finden, was er ihr mitzutheilen hatte; je tiefer, je schmerzlicher uns etwas berührt, je schwieriger erweist sich uns die Sprache in den zu wählenden Ausdrücken. Er ließ daher lieber den Fürsten hier reden als den Sohn, und heischte im Namen des Ersteren ihre Rückkehr nach Sachsen.

Welch' ein Sturm in der Brust dieser Frau! — Welch' eine Wunde für ihren stolzen Sinn!

Solche Momente tödten den Keim des Lebens. Wie wenn der Wurm an einer Wurzel nagt, und die scheinbar gesunde Pflanze dahinwelkt, so auch zehrte das Nachweh dieser Stunde ihr Leben auf.

Das Schweigen des Grabes sollte diese Angelegenheit decken, forderte ihr Sohn. Agdolo war besorgt und aufgehoben; doch Hegewald befand sich noch auf freiem Fuße, und um den treuen Diener nicht das Loos des Verräthers theilen zu lassen, öffnete ihr Geld ihm die Wege zur Flucht. Froh athmete sie auf, als sie die Nachricht erhielt, dies Werk sei ihr gelungen, und sie habe damit den Fluch eines Schicksals von ihren Schultern gewälzt.

Doch nun kam ein schwerer Schritt, für sie der schwerste: ihre Rückkehr nach Dresden.

Es war Dezember geworden. Spärlicher Schnee deckte die Flur. Die Landschaft lag in graue Nebel gehüllt. Die Stimmung ihres Gemüthes gab die Natur ihr

zurück. Da nahte sie sich der Hauptstadt des Landes, wo sie an Glück und Schmerz ein reiches Maß gefunden. Ihr Herz stand still, als sie die Thürme erblickte; ihr war zu Muthe, als zöge sie in ihr Grab ein.

Der junge Churfürst kam seiner Mutter entgegen und begrüßte sie mit allem ihrem Range gebührenden Anstande. Sie zitterte bei seinem Anblick, aber sie verbarg ihr Zittern. Aeußerlich schien in ihrer Beziehung nichts verändert, das Publikum sollte Zeuge sein, daß nichts sie trennte; allein das Publikum empfing sie kalt. Sie war ihm eine Fremde geworden. Er hob sie jetzt vor den Augen Aller aus ihrem Wagen und führte sie die Treppe hinauf; hier erst, als sich die Thüren hinter ihnen geschlossen, blickten Sohn und Mutter sich in das Auge.

Diese stumme Sprache war beredter als alle Worte. — Ihr Sohn, der Richter ihrer Thaten!

Der Vorwurf von der einen Seite und von der andern der empörte Stolz tauschten sich gegen einander aus. Beide fühlten sich auf der empfindlichsten Seite getroffen und ihre Wunden heilten nicht.

Verzeihen!

Dies schöne Wort, das uns die Engel lehrten, es ist für Sterbliche nur ein Begriff; verzeihen kann nur der, der auch vergessen kann. Vergessen aber ist kein Act

des Willens, darum auch schufen sich die Alten einen Strom, den Lethe, in dem sie jede schmerzliche Erinnerung ertränkten, bevor sie das Elisium erreichten.

Verzeihen kann man leicht, denn es geschieht mit Worten; vergessen kann man nie, denn es ist That.

Was in dem Buche unseres Lebens verzeichnet steht, das löscht der Wille nie mehr aus, und selbst der Reue Thränen verwischen die rothe Schrift nur auf Momente.

Schweigend hatten Mutter und Sohn ihre Gedanken ausgetauscht, schweigend ihre Uebereinkunft getroffen, des Geschehenen nie mehr zu erwähnen. Doch, konnten sie damit verhindern, daß Jeder in der Seele des Andern las?

Sie lebten so nahe einander, sie sahen sich bei Familienfesten und an Gallatagen, doch änderte sich in ihrer Beziehung nichts. Ob freiwillig, ob gezwungen, genug, Maria Antonia verließ das Land nie mehr. Sie konnte das Geschehene nicht ändern; allein bereuen und Sühne suchen, das konnte sie. Sie betete viel. Absichtlich das Unrechte gethan zu haben, konnte sie sich nicht vorwerfen, und wenn sie unvorsichtig ihren ersten Eingebungen folgte, so war das ein Fehler ihrer Natur, aus dem wieder alle schönen Regungen ihres Herzens hervorgingen.

Unsere Fehler sind auch zugleich unsere Tugenden.

Am liebsten hätte sie sich in ein Kloster zurückgezogen, und ohne Zweifel wäre ein solcher Aufenthalt, fern von dem Leben und Treiben einer Residenz, in der sie jetzt als Gefangene lebte, ihrem Gemüthe weit zuträglicher gewesen; doch hielt sie der Churfürst von Trier davon ab. Sie hatte noch Mutterpflichten zu erfüllen, und, indem sie diesen genügte und ihnen das Beispiel eines beschaulichen Lebens gewährte, konnte sie nicht nur sich selbst auf den Himmel vorbereiten, sondern auch auf der Erde noch Nützliches wirken.

Demüthig nahm sie ihr Kreuz auf sich. Wir sind unseres eigenen Schicksals Schmied, das sagte ihr der Verstand, in Bezug auf unser inneres Leben. Ihrem Sohne Anton, der schon 21 Jahre zählte, dictirte sie die Früchte ihres Nachdenkens in die Feder; er schrieb für sie nieder: Sentimens d'une ame pénitente sur le psaume miserere, und Principes de morale chrétienne, welche beide von der tiefen Andacht ihres Gemüthes Zeugniß ablegen.

Ihr Briefwechsel mit Friedrich dem Großen ward wieder angeknüpft, ohne daß sie darin der eingetretenen Pausen gedachten. Wie sonst, blieb es ein geistiger Austausch über Literatur und Kunst, es war der kalte Ver-

stand, der redete, und die Prüfungen, welche das Herz indessen bestanden, wurden nicht erwähnt.

So schrieb er ihr wenige Wochen nach ihrer Rückkehr, am 8. Januar 1777:

„Das Publikum unterhält sich hier mit der Oper Cléoside von Hasse, welche man wieder auf's Theater gebracht hat. Die guten Werke bleiben immer dieselben, und hat man sie einmal gehört, wünscht man sie immer wieder zu hören; außerdem ist die jetzige Musik in ein Charivari ausgeartet, welches die Ohren verletzt, anstatt denselben zu schmeicheln, und der gute Gesang von den Zeitgenossen nicht gekannt. Um denselben wiederzufinden, muß man zu Vinci, Hasse und Graun zurückkehren. Ich würde noch eine berühmte Componistin nennen, welche verdient, zu ihnen gezählt zu werden; aber ich fürchte Alles zu sagen, was ich denke, und kaum ist es mir gestattet, meine Gefühle der Bewunderung nur andeuten zu dürfen."

Diese schmeichelhaften Aeußerungen über ihr Talent nahm sie jetzt hin wie eine Speise, welche dem nicht mehr wohl thut, dessen Sinn bereits der Erde abgewandt ist. Doch hütete sie sich wohl einem Philosophen von ihren religiösen Empfindungen zu reden, und antwortete ihm darauf:

„Dresden den 28. Feb. 1777.

„Sie können sich kaum das Vergnügen denken, Sire, welches ich empfunden habe, als ich in Ihnen einen so eifrigen Vertheidiger der alten Musik kennen lernte, für welche ich alle Tage Lanzen breche. Es ist wahr, daß ich in diesem Gefecht immer geschlagen werde, weil ich mit Leuten zu thun habe, welche nicht in den Zeiten der guten Musik geboren wurden, und deren Ohren an das neue Charivari gewöhnt sind, welches ihnen schön scheint, weil es viel Geräusch macht. Es geht hier, wie es mit vielen Dingen geht: das, was den Geist überrascht und betäubt, verhindert nachzudenken, und wird für gut gehalten. Ich habe an meinem Clavier die erste Arie der Cléofide von Hasse „Che Legge spietata" gesungen, und habe bei der Gelegenheit den Schwur der Treue erneuert, welchen ich der alten Musik geleistet habe. Da sie übrigens Eure Majestät zum Beschützer hat, zweifle ich nicht, daß sie endlich in Deutschland und Frankreich triumphiren wird, wo man sich schon bemüht sie nachzuahmen."

Sie erwiderte seine Artigkeiten mit gleicher Münze, dem ruhigen Tone ihrer Briefe nach konnte der König nicht vermuthen, welche Veränderung in der Seele seiner Correspondentin vorgegangen. Die schönen Künste waren die Freunde ihrer Jugend gewesen, jetzt fand sie in ihnen

nur momentane Erheiterung, doch keinen Trost für ihr wundes Herz.

Bald sollte ein neuer Schmerz ihr Leben treffen. Sie verlor am Schluße des Jahres ihren so innig geliebten Bruder, den Churfürsten Maximilian Joseph von Baiern, gleich ihrem Gatten, ein Opfer der Blattern. In ihm büßte sie zugleich ihren treuesten Freund, ihren letzten Halt im Leben ein.

Tief betrübt durch diesen Verlust, beugte sie sich unter die Hand, welche ihn verhängt, und erhob sich nicht wieder. Körperliche Leiden aller Art marterten sie jetzt. Sie stickte Meßgewänder, bekleidete Marienbilder, und mischte ihre Todesahnungen in ihre Arbeit ein, die eine fromme Ueberzeugung sie vollenden hieß.

An sonnigen Tagen fuhr sie vor die Stadt hinaus und erquickte sich an der frischen Luft. Jedesmal fiel dann ihr Auge auf den Königstein, und sie betete im Stillen für den Gefangenen, der dort die Pein eines ewigen Schweigens erduldete. Sein Schicksal zu erleichtern war ihr nicht vergönnt. Nie hatte sie seinen Namen vor dem Churfürsten aussprechen dürfen. Vielleicht daß ihr Tod seinen Kerker öffnete. Sie hoffte das und wünschte um so mehr ihre letzte Stunde herbei.

Die Folgen unserer eigenen Unbesonnenheit tragen,

ist so leicht im Vergleiche zu der schweren Bürde, welche eines Anderen verursachtes Weh auf unsere Schultern legt.

Der Frühling nahte. Es ging ihr scheinbar besser und der Arzt sprach von ihrer Genesung. Sie lächelte dazu. „In vier Wochen trägt man mich mit Fackeln in die Kirche," sagte sie.

Ihr Vorgefühl hatte sie nicht betrogen; mit dem ersten sprossenden Grün schloß sie das müde Auge; heiteren Blickes schied sie von einem Leben, das ihr seine Versprechungen nicht erfüllt. Sie zählte nur 55 Jahre, als der Tod sie am 23. April 1780 abrief.

Friedrich August der Gerechte geleitete sie mit seinen jüngeren Geschwistern zu Grabe und der Hof legte Trauer an. Das Leben hatte sie bald vergessen; doch die Kunst ließ aus ihrer Gruft kleine Blümchen emporwachsen, um mit ihren Vergißmeinnicht-Augen der Welt zu zurufen: Sie hat uns beschützt und uns Jünger erzogen, darum Ehre ihrer Asche! —

Der Gefangene auf dem Königstein hörte die Glocken nicht, welche der Churfürstin Maria Antonia auf ihrem letzten Wege läuteten! denn auch jetzt noch umgab ihn, wie früher, ein ewiges Schweigen. Zwanzig Jahre lang schaute er noch durch die Gitter seines Kerkers den Himmel an, dann rief auch ihn dessen Barmherzigkeit

von einer Erde, wo er die Stille des Grabes schon lange vorempfunden.

Als am 27. August 1800 der Chevalier d'Agdolo aus seiner Zelle getragen ward, war die Geschichte des Gefangenen auf dem Königstein schon für die Erde zu einer Mythe geworden.

Ende des dritten und letzten Bandes.



